Erholungsstunden.

Zahlheim.

Ein Wiener Criminalroman.

Von
Adolf Bäuerle,
Verfasser des »Komischen Theaters« in 6 Bänden und der »Therese Krones«.


Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1856.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Wiener Original-Romane.

Zahlheim.

Ein
Wiener Criminalroman.

Von

Adolf Bäuerle,
Verfasser des »Komischen Theaters« in 6 Bänden und der »Therese Krones«.

Erster Theil.



Pest, Wien und Leipzig, 1856.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Zahlheim und seine Mutter. Zahlheim und die Wiener Handschuhmacher. Zahlheim und die Wiener Juden.

»Man lebt nur einmal!« schrie Franz seiner Mutter entgegen, als sie ihm über seinen Hang zur Schwärmerei und ganze Nächte im Gelag mit liederlichen jungen Leuten und frivolen Dirnen hinzubringen, die bittersten Vorwürfe machte. »Man lebt nur einmal, und wer nicht flott lebt, lebt gar nicht,« setzte er hinzu.

»Das ist kein christliches Leben, welches Du führst,« erwiederte die Mutter; »Du untergräbst deine Gesundheit, vergiftest deine Gemüthsruhe, wirst für dein Amt unthätig, ja sogar unfähig, und ich fürchte, ich fürchte, der Bürgermeister läßt Dich nicht vorwärts; erst neulich äußerte er sich gegen deinen Onkel, daß Du die erledigte Secretärsstelle nicht erhalten dürftest, weil Du oft Tage lang das Amt nicht besuchtest.«

»Das ist lächerlich! Ich versäume nichts. Ich arbeite, wenn ich ins Amt komme, für Drei. Was sie mir immer

in meiner Abwesenheit für Stöße von Actenstücken auf meinen Tisch aufthürmen, ich arbeite sie auf bis zur nächsten Sitzung, nicht das unbedeutendste Blatt lasse ich unbeachtet.«

»Deine Geschicklichkeit rühmt der Bürgermeister wohl, aber damit ist's nicht gethan.«

»Beim Concept ist's damit gethan; den Copisten mögen sie in die Kanzleistunden einzwängen, aber nimmermehr den Mann, der schafft, denkt, mit dem Kopfe arbeitet und nicht mechanisch Buchstaben malt, wie der Abschreiber. Der Herr Bürgermeister soll es wagen und soll mich präteriren, ich arbeite im Bureau des Gewerbsreferenten, alle Handwerker stehen für mich ein. Sie werden eine Deputation senden und mein Avancement fordern; meine liebe Mutter, beruhigen Sie sich; ich stehe nicht verlassen da!«

Die Scene wurde unterbrochen.

Die Vorsteher der bürgerlichen Handschuhmacher traten ein.

»Herr von Zahlheim,« redete der erste Vorsteher den Magistratsconcipisten an, »nächsten Sonntag ist's ein Jahr, daß wir durch Sie erwirkten, daß die französischen Handschuhe nicht mehr eingeführt werden dürfen; daß die Pariser Handschuhmachergesellen nicht mehr die Bewilligung erhalten, sich in Wien ansäßig zu machen, daß wir französisches Handschuhleder directe kommen lassen können; wir feiern den Jahrestag dieser Gewerbsbegünstigung durch ein Fest, das wir im Saale zum »schwarzen Bock« nächst dem Stubenthor begehen. Wir bitten Sie, dieses Fest, das wir gewissermaßen Ihnen zu Ehren geben, mit Ihrer Gegenwart zu beglücken, und laden hiezu auch Dero Frau Mutter ein.«

»Ich danke Ihnen. Ich werde mit meiner geliebten Mutter erscheinen.«

»Ist der Herr Bürgermeister ebenfalls invitirt?«

»Allerdings und kommt gewiß; auch die Herren Magistratsräthe: Seuermann, Lauthold, Maringer und Lengler kommen, und Ihr Herr Bureauvorstand, Magistratsrath Gärber.«

»Das freut mich.«

»Diese sämmtlichen Herren wissen, was Sie für uns gethan. Die kaiserliche Fabriken-Inspection war uns entgegen, aber der Bericht, den Sie verfaßten, gab den Ausschlag. Se. Majestät der Kaiser erkundigten sich, wer denselben ausgearbeitet und wer unsere Gewerbsinteressen so gründlich dargestellt und so umsichtig beleuchtet habe; der Herr Bürgermeister nannte Sie als Secretärsstellvertreter im Gewerbsdepartement. — »Ein fähiger Kopf, der eine gute Feder führt,« bemerkte der Kaiser.«

»Was sagen Sie nun, Mutter?«

»Wir aber, Obervorsteher und Vorsteher unserer Innung, wollen unsern Dank noch insbesondere bethätigen, indem wir Ihnen hier einen silbernen Pocal als ein schwaches Zeichen unserer Anerkennung überreichen und Sie bitten, dieses unbedeutende Geschenk freundlich anzunehmen.«

»Meine Herren,« erwiederte Zahlheim, »Sie beschämen mich; es freut mich, daß Sie erreicht, was Sie gewünscht, aber ein Geschenk für das, was meine Obliegenheit war, kann ich nicht annehmen.«

»Sie dürfen dasselbe nicht zurückweisen. Selbst der Herr Bürgermeister ist nicht dagegen. Sie können es aus der Aufschrift entnehmen, die wir in den Becher graviren

ließen und die wir nur der Mittheilung des Herrn Bürgermeisters verdanken.«

Der Obervorsteher öffnete das Futteral, in welches der Pocal gehüllt war und Zahlheim las:

Dem Herrn Franz von Zahlheim,
Secretär des löblichen Magistrats
der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien.
Die dankbare Innung
der bürgerlichen Handschuhmacher.
Am 15. October 1784.

»Secretär?! Secretär?!« rief Zahlheim. »Ich bin nicht Secretär, meine Herren.«

»Der Herr Bürgermeister befahl uns, die Denkschrift auf diese Art anfertigen zu lassen. Es freue ihn, sagte er, wenn Sie durch uns von Ihrer Beförderung unterrichtet würden. Das betreffende Decret werden Sie heute noch erhalten.«

Der neue Magistratssecretär traute seinen Augen kaum. Er las und las wieder und brachte keine andern Worte hervor als:

»Mutter, was sagen Sie nun?«

»Empfangen Sie jetzt auch unsere Gratulation. Wenn Sie noch eine Zeit mit gleichem Erfolge Ihrem Berufe vorstehen,« meint der Herr Bürgermeister, so könnte Ihnen, bei der nächstens zu erwartenden Vermehrung der Räthe der Stadtbehörde, die Erhebung zum Magistratsrathe nicht entgehen.«

Zahlheim hielt mit seiner Freude an sich und sprach:

»Wenn es so ist, wie Sie sagen, so nehme ich den Pocal dankbar aus Ihren Händen. Bei der Festtafel, die

Sie zu geben gedenken, soll er zum ersten Mal mit Wein gefüllt werden, und ich will daraus auf das Wohl der wackern Handschuhmacher von Wien trinken!«

Hierauf empfahl sich die Deputation.

Zahlheim war mit seiner Mutter allein.

Er schloß sie an sein Herz.

Die alte Frau weinte vor Freude.

»Nun, Mutter,« sagte er, »hatte ich Recht? Entscheiden bei einem braven Beamten die Bureaustunden? Kommt es darauf an, daß man wie ein Schuljunge Schlag neun Uhr auf seinem Stuhl sitze, und sich bis Schlag zwölf Uhr nicht vom Flecke rühre, oder entscheiden die Leistungen, die man zu erfüllen verpflichtet ist, und die man eben so erfüllen kann, wenn man um eilf Uhr seinem Berufe nachkommt und bis um drei Uhr arbeitet, oder häufig gar nicht das Amt besucht, und dafür an andern Tagen das Dreifache, und mit dem besten Erfolge, leistet?«

»Ich sehe wohl ein, mein Sohn, daß Du einzubringen vermagst, was Du versäumst, aber der Herr Bürgermeister hat sich doch gegen deinen Onkel über Dich beschwert.«

»Ei was! Pedanterie! Bin ich einmal Rath, dann richte ich mir es noch bequemer ein; da arbeite ich zu Hause und gehe nur in die Sitzungen. Die Schulfuchserei ist für kleine Geister, wer Etwas gelernt hat, läßt sich nicht wie ein Abschreiber behandeln.«

»Und nun, lieber Franz, wirst Du doch daran denken, Dich zu verheiraten? Du erhälst als Secretär achthundert Gulden Besoldung und zweihundert Gulden Quartiergeld!«

»Heiraten? — Ich heiraten? Mutter, man lebt nur

einmal! Und jetzt, da sich meine Revenuen so bedeutend verbessern, will ich erst recht flott leben.«

»Franz, Du hast Schulden! — Ich meine nun so: Du solltest Dich von den Schulden losmachen, und dann heiraten. In zwei Jahren kannst Du deine Gläubiger vom Halse haben. Bei mir hast Du Kost und Wohnung, Holz und Wäsche frei. Gib meinethalben alle Jahre zweihundert Gulden für deine Erheiterung aus, dann bleiben Dir noch achthundert Gulden über; in zwei Jahren eintausendsechshundert Gulden, damit reißest Du Dich aus deiner ärgerlichen Lage, bekommst die Wucherer vom Leibe, und wählst Du dann Dorothea, des Steuereinnehmers einzige Tochter, zur Frau, die erbt einmal das ihres Vaters Namen führende sogenannte »Kühtreiberhaus,« dies Haus trägt eintausendsechshundert Gulden jährlich, dann bist Du ein gemachter Mann und glücklicher als der Bürgermeister.«

»Mutter, hören Sie mich an, wenn mir der alte Kühtreiber sein Haus auf der Stelle gibt, und mich an die »Gewähre« desselben schreiben läßt, so daß ich mit diesem Haus machen kann, was ich will — dann heirate ich seine Dorothea auf der Stelle.«

»Aber Dorothea ist doch ein braves, schönes und unbescholtenes Mädchen, der Vater kann doch ein solches Kind nicht hingeben, als wenn er froh wäre, dasselbe um jeden Preis anzubringen!«

»Ei was! Ich thue es nicht anders! Man lebt nur einmal! Und soll ich mein Leben mit einem Weibe theilen, so muß mir das vergütet werden! Jetzt bin ich dreißig Jahre alt, im schönsten Mannesalter, gesund wie ein Fisch, frei wie ein Vogel und lebenslustig wie ein Schmetterling, und ich soll ein fader Stubenhocker werden und bei einem Weibe

gutthun! Nein, Mutter, zehn Jahre werden noch verjubelt, dann wollen wir hübsch den Stubenhocker spielen und uns zusammennehmen, um einst Bürgermeister zu werden.«

»Du willst mit der flotten Babette dein Geld und deine Zeit verschlagen.«

»Mit der flotten Babette, der kecken Fanny, der fidelen Resi, der schnippischen Pepi! Ein Serail will ich haben.«

»Und deine Zechbrüder besuchen?«

»Und lieben und spielen und trinken uud küssen, bis ich den »Schnalzer« gehört habe! — Man lebt nur einmal!«

»Dieses dein verwünschtes Sprichwort wird dich noch unglücklich machen! Ja, man lebt nur einmal, das ist wahr, aber dieses eine Mal soll man vernünftig leben! Nicht nur an Saus und Braus, Lust und Zerstreuung, an Vergeudung seiner Gesundheit, seiner Kräfte, seiner Zeit, seiner Ehre, seiner Pflichten denken.«

»Vergeudung meiner Ehre? Vergeudung meiner Pflichten? Hätte ich nicht meine Ehre und meine Pflichten bedacht, wäre ich jetzt schon mit dreißig Jahren Secretär? Der Vater wurde sechsundsechzig Jahre alt und hatte es nicht zum Secretär gebracht. Und ich soll es nicht höher bringen? Dann, Mutter, müssen Sie auch erwägen, daß ich fünfundzwanzig Jahre wie ein Karthäuser lebte, fünfzehn Jahre mußte ich im Collegium büffeln, fünf Jahre gingen mir als Practicant verloren, der Vater hielt mich so streng, daß ich nicht einmal wußte, wie ein Billard aussah. Erst nach seinem Tode bekam ich Flügel. Das muß eingebracht werden. Man lebt nur einmal!«

»Ich hoffe, daß deine neue Stellung auf deine Ansichten, auf deine Lebensweise Einfluß nehmen werde. Sobald

Du dein Decret erhalten hast, wird der Bürgermeister Dich rufen lassen. Beherzige, was er Dir sagt. Bedenke, jeder Mensch ist seines eigenen Glückes Schmied!«

Die Mutter verließ ihn.

Zahlheim nahm schnell den silbernen Pocal zur Hand.

»Er ist ziemlich schwer,« sagte er. »Was kann er werth sein? Wenn ich nur dreihundert Gulden dafür erhalten könnte! Dreihundert Gulden brauche ich nothwendig, sonst darf ich mich bei Frau von Lemnier nicht mehr sehen lassen! Und dieses Haus zu verlieren ist mir unmöglich!«

Ein Mann trat herein.

Es war der in der damaligen Zeit vielfach bekannte Jude Meyer Bascheles.

Er verneigte sich. »Heute ist der Neunte,« sagte er.

»Leider!« versetzte Zahlheim. »Lieber Meyer, heute kann ich Dir kein Geld geben; Du mußt mir noch ein Vierteljahr Credit schenken, Du mußt mir noch eine neue Prolongation zugestehen —«

»Gottes Wunder! Was thu' ich mit der Prolongation? Prolongirt man mir? Morgen muß ich Eintausendzweihundert Gulden an Isak Bernach bezahlen. Ein Fanghund ist nicht so gierig auf's Fleisch, als Isak auf's Geld.«

»Das ist alles möglich, ändert aber in meinen Umständen nichts! Den heutigen fälligen Wechsel kann ich nicht bezahlen und Geld brauche ich insbesondere! Ich will es Dir nur aufrichtig sagen: Ich bin avancirt.«

»Avancirt?«

»Ich bin vorgerückt; ich bin mehr geworden.«

»Wie heißt mehr geworden?«

»Ich bin zum Magistratssecretär ernannt.«

»Was hilft der Titel?«

»Ich habe vom Ersten nächsten Monats sammt dem Quartiergeld eine jährliche Besoldung von tausend Gulden.«

»Gerechter Gott, ist das viel Geld! Für was gibt man Ihnen tausend Gulden?«

»Für meine Fähigkeiten, meinen Fleiß —«

»Fleiß? Auf dem Salzgries im Kaffehhaus spielen Sie Billard, mit der Kale sehe ich Sie spaziren fahren, ist das Fleiß?«

»Das wird von nun an nicht mehr geschehen. Ich war thöricht, nun bin ich ein Beamter, der am Rathstische sitzt.«

»Werden Sie sich selber rathen?«

»Keinen Witz! Hilf lieber! In meiner neuen Stellung muß ich Geld haben!«

»Ich habe keines.«

»Elende Ausflucht!«

»Warum elende Ausflucht? Solche Kundschaften wie Sie, hab' ich ein Dutzend. Vom 1. bis heute hätte ich alle Tage ein paar Wechsel eincassiren sollen; glauben Sie, es hätte nur Einer bezahlt? Wo ich hingekommen bin zu gehen, hat Jeder geschrien: Prolongation! Prolongation! Wie kann ich alter Mann, mit einem Fuße im Grabe, fort und fort prolongiren? Leb' ich ewig? — Wird mir Gott meine Sterbestunde prolongiren?«

»Gewiß! Einen Mann, der wie Du ein Menschenherz besitzt, wird Gott schon darum nicht zu sich rufen, weil er edel denkt und handelt.«

»Wie schmeicheln Sie, wenn Sie Geld brauchen, und wie grob können Sie sein, wenn ich mein Geld fordere.«

»Ich war nie grob.«

»Was haben Sie doch für ein kurzes Gedächtniß! — Erinnern Sie sich vor einem Jahre, als ich hatte zu fordern

von Ihnen zweihundert Gulden und mit Klagen drohte, warfen Sie mich über drei Stiegen hinunter; wäre ich nicht gewesen so leicht wie eine Feder und so elastisch wie ein Polster und so weich wie Katzenpfoten, Arm und Beine hätte ich gebrochen und das Genick dazu.«

»Ich war so aufgeregt — vergib mir, guter Meyer.«

»Ihnen hat man viel zu vergeben. Ich will machen keine Vorwürfe, aber ich will auch nicht machen Vorschüsse. Den Wechsel will ich Ihnen wieder prolongiren auf acht Tage; bezahlen Sie nicht am 17. — klage ich am 18. und lasse Sie am 19. einsperren.«

»Einen Beamten willst Du einsperren lassen?«

»Geht das nicht, so werde ich Sie klagen auf Concurs. Gott befohlen.«

»Meyer, sei doch vernünftig.«

»Acht Tage will ich noch sein unvernünftig, das heißt so viel, als ich werde unvernünftige Geduld haben, aber dann wird reißen die Geduld und die Vernunft wird zum Vorschein kommen, und Sie werden bezahlen müssen. — Adieu!«

»Noch einen Augenblick! — Ich habe hier etwas Kostbares. — Meyer, reiß' die Augen auf! — Was ist das?«

Zahlheim nahm den Pocal aus seiner Verhüllung.

»Das ist ein großer silberner Pocal.«

»Was steht darauf geschrieben?«

Meyer las die Aufschrift.

Als er gelesen, setzte er den Pocal hin und sagte:

»Wie, Herr, Sie sind ein solcher Gewaltsmann, daß Ihnen eine ganze Corporation erweist solche Ehre? Sie haben so viel Einfluß, daß eine ganze Innung dankt für das, was Sie geleistet? — Gottes Wunder! die armen, verfolg=

ten Juden sind auch eine Innung. Machen Sie eine Schrift an den Kaiser, daß er die bisherigen lähmenden Gesetze, den Zustand der Juden betreffend, aufhebe und die »Leibmauth« einstelle.«

»Das will ich, das werde ich, und bei dem erlauchten Monarchen wird es mir gelingen.«

»Werden Sie gut schreiben? Werden Sie wirken wie für die Handschuhmacher? Einen goldenen Pocal sollen Sie haben. Ich Meyer Bascheles bürge Ihnen dafür.«

»Gut, gut! Ich will Alles thun.«

»Wann?«

»Morgen schon will ich mich informiren und dann eine Eingabe machen, die Hand und Fuß haben soll.«

»Warum morgen erst? Heute noch sollen Sie dies thun.«

»Auch heute soll es noch geschehen.«

»Ich hole diese Eingabe bei Ihnen, wann soll ich kommen?«

»Ich muß mich erst gehörig unterrichten, die bestehenden Gesetze durchsehen, mit euren Vorstehern und Rabbinern sprechen. Wo wohnt Abraham Kohn, euer tüchtigster Rabbi?«

»Am untern Werd (Leopoldstadt) Nr. 6.«

»Gut. Ich werde bis zwei Uhr bei ihm sein; sage ihm, daß er zu Hause sei, wenn ich komme; aber nun zieh' deine Börse und leih' mir hundert Ducaten auf diesen Pocal.«

»Hören Sie, ich gebe Ihnen fünfzig Ducaten und verlange kein Pfand. — Wie können Sie auch versetzen, was Ihnen zur Ehre gereicht? — In Ihrem Schranke unter Glas muß das prangen, damit Jeder sieht, was Sie für ein Mann sind.«

»Ich danke Dir, Meyer, Du bist doch ein nobler Mensch.«

»Sie haben Talent! Ein schönes Talent! Haben Sie schon einmal gehört, daß die Juden das Talent, das wahre Talent nicht geachtet? Der ärmste Jude schätzt das Talent an einem Menschen, sei er nun seines Glaubens oder eines andern Glaubens. — Da haben Sie fünfzig Ducaten in einer Rolle. Einer Bescheinigung bedarf ich nicht. Ich gebe einem Stadtsecretär, einem öffentlichen Beamten dies auf sein Wort, daß er wird beistehen den armen unterdrückten Juden! — Halten Sie mir den Pocal in Ehren, das ist ein Diplom geschrieben auf Silber. Um zwei Uhr hole ich Sie ab. Wir machen zusammen die Visite bei Abraham Kohn.«

Meyer Bascheles ging.

Zahlheim zählte seine Ducaten.

Es waren fünfzig Stück herrlich geränderter Kremnitzer.

»Geduld, Mauschel,« sagte Zahlheim. »Ich werde Dich und deinen Rabbi gehörig ausbeuten. Heute müßt Ihr noch hundert Ducaten in meine Hände legen.«

II.

Ludmilla Fogger. Gecken in Wien in den Achtzigerjahren. Die Gesellschaft der Weiberfreunde im Gasthofe zur Ente.

Auf dem Spittelberge im sogenannten Spaliermacherhause lebte eine alte Witwe, Eleonora Fogger, mit ihrer einzigen Tochter Ludmilla.

Diese Ludmilla hatte das vierzigste Lebensjahr weit überschritten und noch keinen Gatten, welches ihr den tiefsten Kummer bereitete.

Ludmilla war nicht männersüchtig, obgleich sie seit ihrem achtzehnten Jahre oft ein Gegenstand der alten und jungen Wienerstutzer war, welche damals im Staatskleide, mit Degen, Haarbeutel und Chapeau=bas die Kirchenthüren belagerten und sodann nach der heiligen Messe in Reih und Glied vor den Pforten der Gotteshäuser sich aufstellten und die schönen züchtigen Beamtenstöchter und Bürgermädchen die Revue passiren ließen, aber Ludmilla hätte gern geheiratet.

Die adeligen Damen, die lieblichen Comtessen und Baronessen, unanständig zu begaffen oder gar anzureden, hüteten sich die Gecken von damals wohl, denn erstens erschienen die Damen nie ohne ehrfurchtgebietende Begleitung und Dienerschaft, dann war es überhaupt gefährlich, die Töchter aus solchen Häusern zu fixiren, da ihre Anbeter, junge Cavaliere, stets in der Nähe waren und jedem auffallenden Begaffer die gehörige Züchtigung zuzuwenden wußten.

Der Sohn eines reichen Fleischhauers aus der Vorstadt Weißgärber, sein Name war Legler, mußte seinen Vorwitz, eine Comtesse H**** einmal bei dem Austritte aus der St. Michaelskirche keck angesprochen und sie in ihren Wagen gehoben zu haben, schwer büßen.

Dieser junge, überaus hübsche Mensch, auf seine Gestalt stolz, auf sein Geld sich viel einbildend, hatte die Marotte, an Sonn= und Feiertagen in einem Staate zu erscheinen, den man nur an jungen Adeligen zu sehen gewohnt war. Die Feinheit des Tuches an seinem Rocke, die Stickerei desselben, die Eleganz der Weste und Beinkleider, die reiche Wäsche, Jabots und Manschetten, die kostbaren Seidenstrümpfe, die Schuhe mit goldenen Schnallen und edlen

Steinen besetzt, und der Hut, welcher sogar mit Federn verbrämt war, gaben ihm das Ansehen eines Mannes aus den höhern Ständen, dazu kam noch, daß er auch eine Equipage besaß, welche so propre als eine gräfliche war. Wenn er unter höhern Personen nie den Mund geöffnet, so hätten diese ihn vielleicht für Einen aus ihren Cirkeln nehmen können, wenn er aber nur zwei Worte über seine Lippen kommen ließ, fiel der Mangel an aller Erziehung auf, der rohe Fleischhauer aus der Vorstadt zeigte sich in seiner ganzen Blöße, und seine bodenlose Gemeinheit stach um so mehr ab, als sie mit seinem Anzug grell contrastirte.

Dieser Sebastian Legler bewegte sich auch gerne in besseren Cirkeln.

Was heute in Wien das »Hôtel Munsch«, die »Stadt Frankfurt,« das Hôtel »zum Lamm« u. s. w. sind, war damals der Gasthof zur »Ente« in der Schulerstraße. Der reiche ungarische Adel kehrte hier ein, in seinen Speisezimmern im ersten Stocke dinirten und soupirten die fashionablen Wiener, sie führten ihre Frauen und Liebchen hin, und schmausten und zechten tüchtig. Die lustigen, jungen Elegants gaben sich hier Rendezvous; an einem großen runden Tische versammelten sich die Söhne des sogenannten »leonischen« Adels, Doctoren, Beamte, reiche Großhändler, auch Zahlheim befand sich in diesem Kreise. Sebastian Legler drängte sich täglich herzu.

Er war freilich das Stichblatt des Witzes der ganzen heitern Gesellschaft; wegen seiner Unwissenheit wurde er unaufhörlich gehänselt, seine pöbelhaften Manieren wurden verlacht, jedes Wort, das er sprach, verhöhnt, aber Sebastian ertrug Alles geduldig, durfte er doch hier verweilen

und sich den Anschein geben, als gehöre er auch der intelligenten Classe an.

Um nur geduldet zu werden, zeigte er sich bei jedem Anlasse splendid. Er wußte alle Namenstage und Geburtstage seiner Freunde; an solchen Festtagen tractirte er stets die ganze Gesellschaft mit den leckersten Speisen und Weinen, und ließ den Champagner in Strömen fließen, der damals in den Gasthöfen noch zu den Raritäten gehörte, und von welchem die reichsten Bürger nur sprechen hörten, ihn aber nie tranken.

»Es wäre Alles gut und schön, Sebastian, was Du thust und wie Du Dich nobel und stets gastfreundlich zeigst,« bemerkte Zahlheim, »wenn Du nur Eines lassen könntest! — Wenn Du Dich nur in deiner verwünschten Fleischbank auf dem Lichtensteg verkriechen möchtest, wenn Einer von Uns dort vorüber geht, vorüberreitet oder fährt! — Da hat Dich aber der Teufel immer bei der Hand! — Der Ritter von Salwein mit seiner stolzen Braut und ihrem hochmüthigen Vater, dem kaiserlichen Zahlmeister Edlen von Senfler, passirten neulich den Lichtensteg; flugs liefst Du mit deiner blutigen Schürze und deinem ekelhaften Messer an der Seite diesen ausgezeichneten Personen nach, und riefst dem Ritter von Salwein zu: »Moriz, ist das deine Braut? Sehr sauber, ich gratulir! Tummle Dich, damit Du sie bald kriegst, sonst schnapp' ich sie Dir vor der Nase weg!«

»Nun, das ist ja wahr!« erwiederte Sebastian, und glotzte dabei Zahlheim verwundert an, weil er das Unschickliche in einem solchen Benehmen nicht fühlte — »sie ist ja »mudelsauber« und ein Geschau (Augen) hat sie wie ein junges Reh.«

»Du bleibst ein Schafskopf, Sebastian, und wenn Du

noch ein Dutzend Bouteillen Champagner auf die Tafel setzen läßt.«

»Das kommt mir nicht darauf an,« versetzte Legler und befahl dem Wirthe, noch zwölf Flaschen herbei zu schaffen; »aber nun entdecke mir, Franzl, weshalb ich ein Schafskopf bin.«

»Ein Schafskopf bist Du, weil Du nicht fühlst, was sich schickt und was sich nicht schickt. — Weshalb drängst Du Dich denn an uns, weil Du gut einsiehst, daß das Leben unter deines Gleichen kein so feines ist, als das Leben unter uns. — Dich ekeln die Sitten und Manieren der Fleischhauervorstadt an; Du mit deinem Gelde siehst sehr gut ein, daß es höhere Genüsse gibt, als man »unter den Weißgärbern« bietet; Bierhaus, Kegelstatt, Ochsentheilung und Hetz sind nicht nach deinem Geschmack«

»Ei! Ochsentheilung und Hetz sind wohl meine Passion,« erwiederte Legler. »Auf den künftigen Sonntag wird wieder »der Löw'« in die Eng' getrieben; ich und der »Rinderer-Natzel« kommen jeder mit drei Fanghunden und lachen uns halb todt, wenn der Löw' alle unsere Hunde in kleine Stücke zerreißen wird.«

»Echt »weißgärberisch,« erwiederte Zahlheim; »die Gemeinheit wirst Du noch lange nicht aus den Gliedern bringen.«

»Ist denn die Hetz eine Gemeinheit? Die schönsten Damen sitzen in den Logen und in den Hetzmeister Stadelmann sind die jüngsten Weiber verliebt.«

»Das sind auch Weiber darnach! Sebastian, begreifst Du denn nicht, daß das Martern der Thiere nur rohen Herzen ein Vergnügen machen kann?«

»Nein, das begreif' ich nicht. Es ist immer besser, ein

Vieh wird gehetzt als ein Mensch, und ein armer Mann, der wegen rückständigem Zins von seinem Hausherrn, ein unglücklicher Schuldner, der von seinem Gläubiger und einem schlechten Advocaten gehetzt wird, ein bedrängter Bürger, dem eine Hyäne von Wucherer das Blut aussaugt, erbarmt mir weit mehr als der Auerstier in der Hetz', und wenn ihm hundert Hunde an den Ohren hängen.«

»Da hast Du ganz Recht: wenn es aber Hausherren, Gläubiger, Advocaten und Wucherer gibt, welche Hetzhunde sind, so macht dies die Thierhetze noch nicht besser; im Gegentheile noch verabscheuungswürdiger, weil das unvernünftige Thier sich nicht gegen tyrannische Einrichtungen wehren kann, der vernünftige Mensch aber zahllose Mittel besitzt, sich an einem hartherzigen Hausbesitzer, schlechten Gläubiger, niederträchtigen Advocaten und schamlosen Wucherer zu rächen; wir alle, wie wir da sitzen, lassen uns von solchem Volke gewiß nichts gefallen.«

»Also soll ich die Hetz' nicht mehr besuchen?«

»Nein.«

»Schade; für den Sonntag habe ich sechs Logen bestellt; ich wollte Euch Allen damit ein Vergnügen machen.«

»Das ist kein Vergnügen für uns.«

»Es werden drei Damhirsche,« fuhr Legler fort, »drei ungarische Ochsen, der Bär eingewickelt in einen Kranz brennender Raketen, der Auerstier mit Feuerkörpern an den Hörnern, und zuletzt der Löw' gehetzt. Wenigstens vierzig Hund' gehen dabei zu Grund.«

»Deine eigenen auch?«

»Da liegt nichts daran. Ich habe sechs bairische Fanghunde im Kaufe, sogenannte »Dienerhunde,« welche auf den

Menschen abgerichtet sind und in Regensburg dressirt wurden, im Kaufe.«

»Kerl,« grollte Zahlheim, »Dich geben wir auf und bitten Dich, nicht mehr in unsern Kreis zu kommen.«

»Nun, nun, verbietet mir nur nicht euren Cirkel, ich will meine »Passionen« schon nach und nach lassen; im Ganzen predigt Ihr aber anders als Ihr handelt — denn mich hetzt Ihr das ganze Jahr, lästert mich, verhöhnt mich, foppt mich, verspottet mich sogar vor den Kellnern, und habt nicht das geringste Mitleid mit mir; diese Hetz, die Ihr täglich mit mir vorhabt, thut mir oft mehr weh als dem Bären die Hundszähne.«

»Mach's wie der Bär und beutle die Bisse ab; — wir meinen es ja gut mit Dir. — Du bist ein roher Diamant, Du mußt geschliffen werden; die scharfen Kanten und Ecken müssen weg, die rauhe Hülle fort; zu diesen gehört vorzüglich dein Benehmen in deiner blutigen Fleischbank, wenn Einer von uns an deiner Mördergrube vorübergeht. Wir sind nun einmal in einer Stellung, in welcher wir Dich inmitten deines Reiches von geschlachteten Kälbern, zervierteltem Rindvieh, Ochsenblasen und dergleichen ignoriren müssen. Mit einem Menschen im schmutzigen Fürtuch, aufgeschlitzten Hemdärmeln und dem Beil in der Hand wie ein Scharfrichter können wir nichts gemein haben.«

»Aber ich kann doch nicht in seidenem Frack, frisirtem Toupée und einem Chapeau-bas und einem Degen an der Seite, in der Fleischbank stehen?«

»Das verlangen wir nicht. Sei Du Fleischhacker im Sinne des Worts, es ist dein Geschäft; dies nährt Dich redlich, aber sprich keinen von uns an, so lange Du deinem Metier angehörst. Einem auf der Straße nachlaufen, der zu

den höhern Ständen zählt und mit seiner Braut an deinem stinkenden Comtoir zufällig vorübergeht, mit einer Braut, welche wegen der Stellung ihres Vaters die Nase höher hält, als der Steigbaum in der Hetze, und diesen Freund familiär und frech anreden, das darfst Du Dir nicht mehr erlauben, sonst hast Du uns Alle auf dem Halse und das Geringste, was Du in einem Wiederholungsfalle solcher Impertinenz zu erwarten hast, ist, daß ich als Magistrats-secretär dahin wirke, daß Du bei der nächsten Recrutirung »einen weißen Rock« bekommst, trotz deinem Gelde, und trotz dem, daß dein Vater »äußerer Rath« ist.«

Sebastian sank wie vernichtet zusammen.

Zahlheim hatte den Nagel auf den Kopf getroffen.

Der Gedanke, sich durch einflußreiche Bekanntschaften vor dem Militärstande zu schützen, war es vorzüglich, was den ehrlichen Fleischhauer veranlaßte, Freunde in einer Sphäre zu suchen, die weit über der seinigen stand.

Sebastian überkam eine Bangigkeit, welche ihn so bemeisterte, daß er leichenblaß wurde und kein Wort mehr zu sprechen vermochte.

Ein reicher Bürgerssohn, der wie ein Graf zu leben vermochte, dachte er, soll plötzlich Soldat werden, und vielleicht gar gegen die Türken marschiren; das fiel ihm so schwer auf's Herz, daß ihm Thränen in die Augen traten.

Seine Freunde bemerkten seine Stimmung und Henner, ein Concipist der Regierung, rief tröstend dem armen Sebastian zu:

»Nun, werde nur nicht kleinmüthig! Zahlheim droht Dir ja nur. Es geschieht nicht, was er sagte; er wollte Dir nur ernstlich zu Gemüth führen, daß Du deine Unbesonnen-

heit aufgeben sollst, um Keinen von uns in Zukunft in fatale Verlegenheiten zu bringen.«

»O ich traue Zahlheim nun nicht mehr!« erwiederte der Fleischhauer; »er hat mich einen Blick in sein Herz thun lassen, der mir Angst macht. Solche Drohungen spricht kein guter Mensch aus! — Ich werde Euch verlassen, für immer verlassen. Wo der Zahlheim sich befindet, da kann es mich nicht mehr freuen. Mein Vater hat mir oft gesagt, daß diese Gesellschaft nicht für mich passe; ich käme ihm vor, sagte mein Vater, wie eine Maus, welche mit Katzen spielen wolle — mein Vater hat Recht. Adieu, Adieu, Ihr Herren! Wo man einen guten Kerl so behandelt, wie Ihr mich; wo eine Katzenpfote eine arme Maus so tief verwundet, daß sie beinahe schon ihren Tod fühlt, da ist es besser, sie retirirt sich, ehe sie sich zerfleischen läßt! — Ich kann mich nur nicht genug wundern, daß Zahlheim, oder wie ich vielleicht besser mich auszudrücken habe, der Herr Magistratssecretär Franz von Zahlheim, so sehr gegen die Thierhetzen sich ereifern und die armen Hunde bedauern kann, die der Löw' zerreißt, — mir hat er einen so schmerzhaften Schlag mit seiner gewaltigen Tatze gegeben, daß ich vor jedem erneuerten mich so schnell als möglich retiriren will.«

Er wollte fort.

»Bleib!« rief ihm Zahlheim zu. »Du empfindlicher Fleischhacker! Ich meinte es nicht so. — Ich wollte Dir nur deine Frage beantworten, daß Du ein Schafskopf bist, und bedauere nun, daß Du es noch immer nicht einsiehst!«

»Punctum!« scherzte Henner. »Sebastian darf nun nicht mehr gehänselt werden. Er ist unser Freund, und aus dem, was er gesagt und wie er es gesagt, bemerke ich, daß er kein Lammsgehirn besitzt. — Zahlheim, reich ihm die

Hand und stoße einen jungen Mann nicht zurück, der es nicht verdient, hart behandelt zu werden.«

Nachdem der Friede hergestellt war, fing die flotte Gesellschaft an in ihrer heitern Weise zu conversiren.

Von welchen Dingen sprechen junge Männer am liebsten, wenn sie sich ungenirt sehen, wenn keine Damen in ihrer Nähe sind, vor welchen sie ganz untadelhaft zu erscheinen Willens sind? Von hübschen Mädchen. — So auch hier.

Im Gasthofe »zur Ente« im ersten Stocke, in dem großen Zimmer links, an dem großen runden Tische am Fenster fanden sich nur Wiener Don Juans, Wiener Bonvivants ein, und Zahlheim war ihr Capo.

In dem Hause in der Wollzeile Nr. 908 (jetzt Nr. 856), aber mit einer Gassenfronte nach der Schulerstraße, wohnte in der ersten Etage eine junge Witwe, Madame Lemnier. Sie war nicht nur selbst eine sehr galante Dame, sie hatte auch eine namhafte Anzahl wunderschöner Mädchen in ihrem Hause, und noch weit mehr kamen zu ihr.

Männer und Frauen von lockern Grundsätzen sprachen bei ihr ein, und manches nette Weibchen, welches einen kargen Gatten oder einen, welcher dem Luxus seiner Frau nicht zu genügen vermochte, besaß, schlich sich hieher, welches dadurch, daß das Haus Nr. 908 ein Durchhaus war, und zu der Wohnung der Frau Lemnier mehre Treppen führten, besonders früh Morgens und spät Abends nicht all zu schwierig war.

Die Herren am runden Tische in der »Ente« schielten Mittags und Abends, beim Diner und Souper nach den Fenstern des Angersfeld'schen Hauses (unter diesem Namen war Nr. 908 bekannt) und weideten sich an den holden En=

gelsgesichtern, damals spottweise die »Lemnier'schen Stiftfräulein« genannt, welche von Zeit zu Zeit die Köpfchen nach der Straße richteten und lüstern lauerten, ob kein Gimpel auf ihrer Leimruthe hängen bleiben wolle.

So eben guckten eine Brünette und eine Blondine gleichzeitig aus dem Fenster, und die Herren durchzuckte es wie ein Blitz, als sie diese Engelsköpfchen erblickten.

»Da ist Natalia wieder!« rief der Fleischhacker. »Zum Geier! die wird doch alle Tage schöner; nun werde ich es nicht länger mehr aushalten; ich muß hinüber, ich muß ihre nähere Bekanntschaft machen.«

»Ich sagte Dir ja, Sie lassen Dich nicht ein,« entgegnete ein Herr Lothar Erdweg, der Sohn eines reichen Kaufmannes, »und wenn Du dreimal so viel Geld daran wenden würdest, als die Taxe ist! — Du mußt mindestens »Herr von« sein; einem Bürgerlichen wird die Thüre gewiesen.«

»Ich werde mich für einen Adelichen ausgeben.«

»Du? mit deinen Manieren und deiner Art zu sprechen, Dir sieht man den Fleischhauer an, wenn Du blos ein Compliment machst.«

»Zahlheim, führe mich bei der Frau vom Hause auf!« bat Sebastian, »die »dreihundert Gulden,« die Du erlegen mußtest, um in diesem Cirkel aufgenommen zu werden, sollst Du von mir erhalten. — Gib mich für einen Landedelmann aus.«

»Es geht nicht!« erwiederte Zahlheim. »Wenn Dich eine der Damen einmal zufällig in deiner »Zuschrott« am Lichtensteg erblicken sollte, so würde ich ausgestoßen wie ein liederlicher Student aus dem Collegium.«

»Ein schönes Geld dreihundert Gulden, blos für den Eintritt, und dafür hat man nicht einmal etwas! Jeden

Handkuß, den man applicirt, muß man extra bezahlen,« meinte Erdweg; »Franz, solche Geschichten kommen verflucht hoch!«

»Ei was!« entgegnete Zahlheim. »Was ich da drüben für Vergnügen haben werde, müssen mir die »Juden« bezahlen. Einhundertfünfzig Ducaten habe ich ihnen schon »herausgerissen« blos dafür, daß ich für sie eine Bittschrift verfassen werde.«

»Schreibst Du sie nicht?«

»Ei ja, und sehr gut werde ich sie schreiben. Daß der Kaiser die schimpfliche »Leibmauth« aufheben werde, getraue ich mir sogar zu verbürgen, sonst aber nichts. Es ist dies vor der Hand genug.«

»Dann werden die Juden Dir auch nichts mehr geben.«

»Sie müssen! Ich gehe auf alle ihre Wünsche ein, schreibe ihnen meinetwegen tausend Suppliken; wenn alle tausend abschlägig beschieden werden, geht es mich nichts an; aber bezahlt müssen meine Arbeiten werden, gut bezahlt, und was ich dafür erwerbe, wandert da hinüber. Man lebt nur einmal; bei Frau Lemnier läßt sich am besten leben! — Macht nur eine Nacht in diesem Hause mit, und Ihr werdet mir Recht geben, daß Ihr von solchen Genüssen gar keine Ahnung gehabt habt. — Ein Ball unter diesen Nymphen, ein Souper an ihrer Seite, und die eleganten Herren, lauter Cavaliere; die Bekanntschaften, die ich bereits gemacht, gebe ich nicht für 1000 Ducaten! Mit Baron Schaal bin ich bereits Du; mit dem Ritter von Kehl spiele ich Pharao —«

»Und verlierst dein Geld —«

»O, ich kann auch gewinnen. Und jedes der schönen Mädchen muß sich meine Liebe gefallen lassen; unter ihnen

bin ich ein Bassa; jeder von den Damen, selbst der schönen Hausfrau, darf ich mein Schnupftuch zuwerfen!«

»Verfluchtes Malheur,« rief der Fleischhacker, »daß ich kein Adelicher bin! Ist ein Bürgerlicher ein Hund, daß er sich nicht unterhalten soll? Oder sind die Damen da drüben vielleicht alle adelich?«

»Keine einzige,« entgegnete Erdweg. »Schön sind sie, und feine Manieren hat ihnen ihre — Vorsteherin eingeprägt. Die Schwarze, die Euch so gut gefällt, und die Blonde, welche wieder am Fenster ist, sind Bürgersmädeln; die Schwarze ist eine Buchbinderstochter von der Laimgrube, sie heißt Gertrud, ich kenne sie; da drüben nennt man sie Heloise! Aber weder als Gertrud noch als Heloise darf sie ihren braven Eltern je mehr unter die Augen.«

»Und die Blonde?« fragte der Fleischhauer.

»Die ist gar etwas Gemeines. Die Tochter der Wäscherin meiner Mutter!«

Alle lachten.

»Auf Ehre! — In Margarethen hat sie den Spitznamen die »Bügeleisen-Nani.« — Jetzt heißt sie Theodora und muß die Waise eines Gesandtschaftsrathes von München sein! — Diese Person hat München ihr ganzes Leben nicht gesehen.«

»Doch die Erziehung, welche Frau Lemnier ihren Mädchen gegeben! Was sie denselben lehren ließ! noch haben sie alle möglichen Meister. Die dreihundert Gulden, welche man bezahlt, heißen deshalb Erziehungsbeitrag!«

»Ei, was liegt mir an der Erziehung!« versetzte Sebastian. »Ich liebe ein schönes Gesicht.«

»Gemeine Seele!« rief Zahlheim, »daß Du Dich in

einem solchen Kreise durch Geist, Witz, Humor doppelt angezogen fühlen könntest, verschmähst Du?«

»Hör' auf! Ein Wäschermädel wird viel Geist und Witz besitzen! — Die wird ihre Geburt so wenig verläugnen können als ich!«

Die Gesellschaft erhielt Zuwachs.

Ein junger Arzt, Doctor von Lachenberg, trat ein.

»Wie? Du kommst zu uns?« riefen ihm Alle entgegen.

»Eduard, Du?« fragte Zahlheim. »Junger Ehemann, Abtrünniger! Weiß deine Frau, daß Du hierher gingst?«

»Gott grüße Euch Alle,« erwiederte Lachenberg. »Meine Frau weiß keine Sylbe, daß ich hieher ging. Ich ließ mich von meinem Bedienten zu einem Patienten rufen, sonst wäre es mir unmöglich geworden, Euch zu sehen! — Ich hielt es aber nicht mehr aus! Sechs Monate lebe ich außer eurem Kreise! — Mich bringt die Langweile um.«

»Du armer Ehemann!«

»Du bist doch nicht unglücklich verheiratet?« fragte Erdweg.

»Nein — aber —«

»Ein Aber?«

»Aufrichtig gesagt: ich habe ein sehr kostspieliges Weib geheiratet! Ihr wißt, meine Praxis ist nicht unbedeutend; ich verdiene mir ein hübsches Stück Geld, aber es reicht Alles nicht zu, dem Luxus meiner Frau zu genügen. — So lange ich ledig war, wohnte ich in der Naglergasse; als ich heiratete, mußte ich auf den Kohlmarkt ziehen. Auf dem Kohlmarkt, im zweiten Stocke, mit der Aussicht auf die Straße, kostet mich das Quartier gerade dreimal so viel als mein früheres. Als ich ledig war, eilte ich zu Fuß zu mei-

nen Patienten; seit ich verheiratet bin, habe ich eine Equipage, muß aber größtentheils auch zu Fuße gehen, weil meine Frau mit meiner Schwiegermutter stets herum kutschirt!«

»Eine Schwiegermutter hast Du auch?«

»Und was für eine! — Doch genug! Ich sehe Euch wieder, und verspreche Euch, nun oft hieher zu kommen, denn beim Teufel! ich brauche Zerstreuung! — Ich habe oft Gedanken, die mich höchst trübsinnig machen!«

»Und was warst Du für ein heiterer Kauz!«

»Es fällt mir gerade ein!« bemerkte Zahlheim, »zu dem Weiberclub da drüben hast Du ja als Edler von Lachenberg auch dreihundert Gulden beigetragen!«

»Ich habe noch ein Vierteljahr gut! Gerade ein Vierteljahr vor meiner Heirat legte ich ein! Ein halbes Jahr bin ich Ehemann, also hätte ich bei Frau Lemnier noch für drei Monate freien Eintritt.«

»Komm mit!« sagte Zahlheim. »Ich komme nun auch hin. Heute nach dem Theater ist großes Souper. Das Couvert zwei Ducaten! Laß Dich von deinem Bedienten wieder an ein Krankenbett und zwar zu einem recht gefährlichen Patienten, in eine weit entlegene Vorstadt oder gar aufs Land rufen, und amüsire Dich ein paar Stunden; es wird Dir gut anschlagen.«

»Das will ich meiner Frau doch nicht zu Leid thun! Nein, sie soll keine Ursache haben, über mich zu klagen.«

»Sie erfährt's ja nicht!«

»O wie leicht wäre dies! Meine Schwiegermutter hat ihre Ohren überall; die klatscht und schwätzt den ganzen Tag! Wo die ihre Neuigkeiten hernimmt, wissen die Götter! Und von der Madame Lemnier weiß sie eine Menge Dinge;

alte Weiber, wie meine Schwiegermutter, leben völlig von der Chronique scandaleuse.«

»Eduard,« sagte ein anderer Freund aus diesem Kreise — ein Gerichtsassessor, Ritter von Fölling, »Eduard, Du weißt, ich frequentire ebenfalls das heitere Haus der Madame Lemnier; wir kauften uns gleichzeitig bei ihr ein; lasse Dir daher etwas erzählen. — So leichtsinnig jene Mädchen auch sind, auf eine, auf die kleine Henriette, machtest Du doch einen ungeheuren Eindruck, sie war wirklich in Dich zum Sterben verliebt, und weinte und geberdete sich wie närrisch, als sie erfuhr, daß Du Dich verheiratet hattest; — diese kleine Närrin verdient, daß Du sie noch einmal siehst und sprichst, sie tröstest — komm' heute mit, zum Souper, das Mädchen machst Du glücklich!«

»Gott soll mich bewahren! Diese Thorheiten liegen hinter mir! — Ich bitte Dich sogar, Fölling, von mir mit ihr nicht zu sprechen. — Ich weiß, daß sie mir von ganzem Herzen gut war; ich beklagte sehr oft das possierliche Ding, seines guten Herzens wegen, beklagte, daß es in jenes Haus gerieth; es war sehr traurig, daß Henriettchen Madame Lemnier kennen lernte; — aber — genug! nichts weiter! Und nun erzählt mir, wie es Euch bisher ergangen! Dir, Zahlheim, gratulire ich, Du bist Secretär geworden; es konnte Dir nicht fehlen; bei deiner Geschicklichkeit, deinen Kenntnissen solltest Du schon Rath sein; es kann Dir diese Stelle auch nicht lange ausbleiben, und dann, Franz, mache es wie ich, heirate — aber nimm Dir ein einfaches Weib; ein Weib, das nicht dem Luxus huldigt, und keine Schwiegermutter welche die Thorheiten ihrer Tochter noch fördert, dies wäre ein großer Jammer! Nimm auch kein Weib von blendenden Reizen, das ist noch ärger, gedenke des bekannten Reimes:

»Verlang Dir nie ein Glück zu groß
Und nie ein Weib zu schön.
Der Himmel möchte Dir dies Los
Im Zorne zugesteh'n!«

»O dafür,« erwiederte Erdweg, »hat Zahlheim bereits gesorgt! — Jetzt wird er noch eine Weile auszutoben suchen, aber dann nimmt er seine alte, leider sehr alte Flamme, Ludmilla Fogger, die liebt ihn wie eine — Mutter, und hat Geld, viel Geld, das muß sie auch haben, denn wer sich mit einem »halben Säculum« trauen läßt, muß reichlich entschädigt werden!«

»Ei hol' Dich der Teufel mit deinem Spotte!« fuhr Zahlheim auf. »Du wirst doch nicht wähnen, daß ich ein Weib erwählen werde, das jetzt schon eine Candidatin für die Fußwaschung sein könnte? — Geld mag Ludmilla haben, vielleicht viel Geld, ich kann es nicht recht erfahren, wie viel sie hat; sie ist mir auch mit Leib und Seele zugethan; aber auf ihre Zärtlichkeiten verzichte ich, so wie auf ihre Thaler und Obligationen. Sie setzt einen zu hohen Preis auf ihr Vermögen, nemlich ihre Hand. — Unlängst befand ich mich in einer momentanen Geldverlegenheit; ich ging zu ihr. Da ich weiß, wie sie ihren Mammon lieb hat, so bewies ich ihr meine Zuneigung, daß ich mich jetzt noch vor mir schäme. — Als ich sie ganz entzückt hatte, vor Verehrung und Liebe, bat ich sie, mir fünfhundert Gulden zu borgen. — Da sprang sie ganz entsetzt vom Sopha auf. Geld? sagte sie, Geld wollen Sie von mir, Franz, Geld, ehe Sie mir noch ein Eheversprechen gemacht, ehe Sie noch an eine Heirat mit mir gedacht haben? — Nein, mon cher François!« sie sprach sogar französisch! »Ehe Sie mich nicht zum Altar geführt haben, bekommen Sie keinen Heller.«

»Ich sah sie entsetzt an.

»Ist das Ihre Aufrichtigkeit? erwiederte ich.

»Ist dies die Ihrige?« fragte sie.

»Ja, sagte ich. Ich bin aufrichtig; ich muß auf Ihren Beistand in meiner Lage zählen können; ich kann nicht heirathen, bevor ich nicht Magistratsrath bin.

»Ich bin jetzt zweiundvierzig Jahre alt, versetzte sie. Es kann zehn Jahre dauern, bist Sie Rath werden. Dann nehmen Sie mich nicht mehr, dann habe ich auch kein Geld mehr, wenn ich Ihnen bis dahin beistehe.

»Haben Sie denn so ein großes Vermögen? fragte ich, daß Sie so stolz auf Ihr Geld sind?

»Heiraten Sie mich, und Sie werden erfahren, was ich besitze.

»Ich empfehle mich, erwiederte ich und ging.«

»Und mit dieser geizigen, häßlichen Alten willst Du mich aufziehen, Erdweg? Eher heirate ich die Scharfrichterstochter von Erdberg!«

Die Freunde lachten über diese Betheuerung.

»Am andern Tage schrieb mir Ludmilla,« fuhr Zahlheim fort, »und ließ sich herbei, mir zehn Gulden leihen zu wollen.

»Ich antwortete ihr: Ein Wucherer habe mir fünfhundert Gulden gegen eine Verschreibung von tausend Gulden geliehen; daß ich auf eine solche Weise in eine arge Bedrängniß gekommen, sei ihr Werk. — Ihre Hartherzigkeit brächte mich nun in ein Labyrinth von Schulden, denn wer mit den Wucherern anfange, könne sich nicht mehr retten!

»Auch dies rührte sie nicht.

»Sie kam zu mir und gab mir gute Lehren!«

»Hole der Teufel die Alte!« schrie Zahlheim auf, »und wenn sie eine Million besitzt.«

Das Gespräch der Freunde bekam bald eine andere Wendung.

Der Wirth trat ein und brachte eine Neuigkeit.

»So eben erzählt der Hofrath Baron Sonnecker, im Extrazimmer,« berichtete der Wirth, »daß Se. Majestät der Kaiser Joseph die Todesstrafe aufgehoben habe.«

»Mir nichts Neues,« versetzte Zahlheim. »Gestern schon hat es der Bürgermeister dem Rathsgremium officiell mitgetheilt.«

»Der Hofrath Baron Sonnecker meint jedoch,« fuhr der Wirth fort, »daß die Unglücklichen, welche den Tod verdient und nun nicht gerichtet würden, hierüber nicht jubeln könnten, denn was statt der Todesstrafe jetzt verhängt werde, sei zehnmal ärger. Ewige Gefangenschaft in unterirdischen gräßlichen Zellen, Schiffzug, Brandmarkung, Anschmiedung an feuchte Mauern unter der Erde, nach Befund des Verbrechens.«

»Alle Achtung vor dem Herrn Hofrath von Sonnecker und seinen Ansichten,« versetzte Zahlheim, »aber die härteste Gefängnißstrafe, der Schiffzug und das Brandmarken sind nichts gegen Rad, Schwert und Galgen. Der Verbrecher bleibt doch am Leben, und hat die Hoffnung auf endliche Befreiung. Der Kaiser kann am Ende noch ein Motiv zur Begnadigung finden, wenn auch erst nach langen Jahren; der Kaiser kann mit der Zeit auch milderen Ansichten Gehör schenken, und vielleicht selbst mit Tod abgehen; ein neuer Monarch öffnet aber gewöhnlich bei seiner Thronbesteigung die Kerker, — die Gräber kann er nicht mehr öffnen.«

Der Diener des Doctors erschien und rief seinen Herrn bei Seite.

»Herr Doctor,« berichtete er, »nun hat wirklich ein sehr schwer Erkrankter zu Ihnen gesendet. — Den alten Kaufmann Eglauer hat die Lungenentzündung in einem so heftigen Grade befallen, daß sich Frau und Kinder nicht zu helfen wissen. Dreimal waren seine Leute in unserem Hause, um Sie zu dem Patienten zu bitten; zuletzt kam der Sohn selbst und bat flehentlich, Sie möchten kommen.«

»Ich eile zu dem Kranken,« rief der Doctor, und ergriff seinen Hut.

»Was hast Du denn meiner Frau gesagt,« fragte der Doctor den Bedienten, »wo Du mich finden würdest?«

»Die gnädige Frau und die Schwiegermama sind gar nicht zu Hause,« erwiederte der Bediente. »Der Herr Doctor hatten sich kaum entfernt, so ließ die Frau Gemalin einspannen und fuhr davon.«

»Wohin?«

»Das sagte sie nicht einmal dem Kutscher. »Fahr' Er nur schnell nach der Kärnthnerstraße,« befahl sie dem Christoph, »wohin ich kommen will, werde ich Ihm auf dem Wege sagen.«

»Sonderbar!« murmelte der Doctor mit sichtbarer Verstimmung.

Hierauf entschuldigte er sich bei seinen Freunden und verließ den Speisesaal.

III.

Im Hôtel des holländischen Gesandten. — Graf Schwörnhort. — Seine Liebesabenteuer.

Auf der Wieden, im sogenannten Kaiserhause, befand sich, als Attaché bei dem holländischen Gesandten, ein junger Graf.

Sein Name war Schwörnhort.

Er war jung, schön, reich, aber ein Roué sondergleichen.

Seinen Leidenschaften opferte er Alles, Ruf und Ehre, Geld und Gesundheit.

Er vermochte seinen wilden Begierden leicht zu fröhnen, denn er war, wie bemerkt, sehr reich, und in dem großen Wien fand er mit jedem Tage neue Gelegenheit, seinen unedlen Neigungen nachzugehen; aber seiner Stellung wegen hätte er doch den Becher der Lust nicht so ungestüm leeren sollen.

Der holländische Gesandte in der damaligen Zeit war Graf Degenfeld, ein Mann von strengen Grundsätzen und reiner Moralität. Eben so tugendhaft war seine Gemalin.

Dem Grafen und der Gräfin wurden die abenteuerlichsten Geschichten von dem Herrn Attaché erzählt. Es zerfleischte ihre Herzen, einen jungen Mann, aus einer so guten Familie, auf Abwegen zu wissen.

Der Gesandte und seine Gemalin machten dem Grafen Schwörnhort über seine Ausschweifungen die bittersten Vorwürfe, aber er beachtete sie nicht.

Eines Tages ließ der Gesandte seinen Attaché in sein Bureau rufen.

»Schwörnhort,« redete ihn sein Chef an, »Ihr leichtsinniges Betragen geht zu weit. Oft habe ich Sie schon gewarnt. Sie aber schlugen alle meine Ermahnungen in den Wind. — Selbst meine Gemalin, die Freundin Ihrer Mutter, machte Ihnen über Ihren ärgerlichen Lebenswandel die eindringlichsten Vorstellungen; auch die Worte meiner Gemalin fanden keinen Eingang. Nun kommen mir sogar schriftliche Klagen über Sie zu; von Müttern, deren Töchter Sie bethört, von verlassenen Mädchen, um welche Sie sich nicht mehr bekümmern; — die eine dieser Unglücklichen ging sogar so weit, daß sie an der Pforte des Gesandtschaftshôtel ein Kind aussetzte und dazu die Worte schrieb:

»Dieses Kind hat Heinrich Graf von Schwörnhort zu versorgen.«

»Ich versorgte dieses Kind,« erwiederte der Attaché ohne alle Befangenheit.

»Das ist Ihre Schuldigkeit!« eiferte der Gesandte, »aber deshalb bleibt der Scandal doch auf Ihnen haften.«

»Durch Geld kann man Alles ausgleichen.«

»Das ist nicht wahr, und was die Scandale betrifft, so kann ich solche im Gesandtschaftshôtel nicht dulden.«

»Ich werde wegziehen, Excellenz,« versetzte der Attaché.

»Dann erlauben Sie sich, eines der berüchtigtsten Wei=

der Wiens fast täglich zu Ihnen hieher kommen zu lassen. Es soll dies eine Madame Lemnier sein. Ich kenne dieses entartete Geschöpf nicht, aber man sagt mir, daß sie jedes Haus in üblen Ruf bringe, das sie betritt. — Meine Gemalin hat vier junge Frauenzimmer in ihrem Dienste, deren Ehre ich nicht verdächtigen lassen darf; der Himmel weiß, welche Absichten man Madame Lemnier unterschiebt, wenn man sie hier erblickt. Wenn sich daher diese Frau Lemnier noch einmal in meinem Hause sehen läßt, so erhält mein Thürsteher den Auftrag, sie auf die Straße zu führen und sie der Polizei zu überliefern.«

»Ich werde aus dem Hôtel scheiden, Excellenz,« erwiederte Schwörnhort, »ich werde mir eine Privatwohnung miethen, gewiß, Excellenz, dies werde ich, und heute noch.«

»Das heißt, Sie werden in Ihrem Sündenleben beharren? — Gut denn, da Sie so dreist sind, mir dies zu erkennen zu geben, so sollen von mir andere Maßregeln getroffen werden. Ich eile, dem holländischen Ministerium anzuzeigen, daß ich Sie Ihres Postens enthebe, dem Sie ohnehin Schande machen, und das Ministerium auffordere, Sie von Wien abzuberufen, ehe es zur Kenntniß Sr. Majestät des Kaisers gelangt, an dessen Hof ich accreditirt bin.«

Schwörnhort erschrack heftig.

»Dies wäre schrecklich, Ew. Excellenz,« sagte er, »bedenken Sie meinen alten Vater, meine gute Mutter.«

»Ihre Eltern müssen Sie bedenken.«

»Euer Excellenz, verzeihen Sie mir, daß ich Ihr Mißfallen auf mich lud, ich werde Ihnen aber kein Aergerniß mehr geben. Mein Gott, ich bin jung und die Zerstreuungen in Wien reißen mich hin —«

»Wien ist reich an anständigen Zerstreuungen; scandalöse sind verpönt.«

»Gut denn, Euer Excellenz, ich werde keine scandalösen Vergnügungen mehr aufsuchen.«

»Endlich,« fuhr der Gesandte fort, »bedenken Sie Ihre Ehre! In welchen Cloaken wälzen Sie sich herum! Ich höre schauderhafte Dinge von Ihnen. Ihre Gesundheit haben Sie zerstört! Als Sie nach Wien kamen, blühten Sie wie eine Rose, und nun fangen Sie zu welken an, werden dürr und gelb wie die Blumen im Spätherbste. Ich kann Sie nicht begreifen! Ein so junger Mann, der erst zu leben anfangen soll, und nun beinahe schon zu Ende ist.«

»Euer Excellenz, Verzeihung, ich werde mich ändern.«

»Bessern müssen Sie sich.«

»Ich werde mich bessern.«

»Das Hôtel dürfen Sie nicht verlassen —«

»Ich denke nicht mehr daran.«

»Nun gehen Sie —«

»Sprechen Sie das Wort »Verzeihen« aus, Excellenz, ich bitte demüthig —«

»Es sei, aber zum letzten Male! Bei dem geringsten Rückfalle sollen Sie von Wien abberufen werden; darauf gebe ich Ihnen mein Wort.«

Der Gesandte ging in sein Bureau.

»Verwünschte Geschichte!« sagte Schwörnhort für sich. »Der Excellenz ist die Geduld gerissen! — Jetzt heißt es seine Intrigue in anderer Weise ausführen, sonst hält Degenfeld Wort und spedirt mich nach Hause. Das wäre entsetzlich! Wenn ich zu einer Zeit von Wien fort müßte, in welcher ich gerade so recht im Zuge bin, die anziehendsten Eroberungen zu machen, ich würde verzweifeln.«

*

Schwörnborn wollte in sein Zimmer.

Da steckte sein Kammerdiener den Kopf durch die Thüre.

»Herr Graf!« lispelte er.

»Was gibt's?«

»Herr Graf, sie ist da —«

»Wer?«

»Die junge hübsche Frau sammt ihrer Mama —«

»Wo ist sie?«

»In Ihrem Appartement.«

»Jetzt schon? Früher, als ich vermuthete? Georg, in dieser Stunde kommt sie mir ungelegen.«

»Ungelegen, und gaben sich doch so große Mühe, sie hieherzubringen?«

»Es hat sich etwas ereignet! — Der Gesandte!«

»Dacht' ich es doch!«

»Was dachtest Du?«

»Die Kammerjungfer der Gräfin versucht es schon seit einigen Tagen mich auszuholen.«

»So?«

»Erst gestern fragte sie: »Georg, was soll ich denken? Zu Euch kommen fast täglich verschiedene Frauenzimmer. Kommen diese zu dem Kammerdiener oder zu dem Herrn?«

»Ich antwortete: »Zu mir; mein Herr lebt wie ein Einsiedler.«

»Die Kammerfrau lachte.

»Gewiß,« betheuerte ich.

»Was wollen diese Frauenzimmer?« fragte sie weiter.

»Es sind meine Verwandten.«

»Auch Madame Lemnier?«

»Diese ist meine weitschichtige Tante. Ihre Mutter hatte einen entfernten Vetter meines seligen, nun in Gott ruhenden Firmpathen geheirathet.«

»Und was will sie bei Ihnen?«

»Sie erzeigt mir Aufmerksamkeiten, weil ich ihr einziger Verwandter auf dieser Welt bin, und hofft mich einstens zu beerben.«

»Ich will es indeß glauben,« sagte die Kammerjungfer, und lachte wieder.

»Ich hätte auch gelacht,« bemerkte Schwörnhort.

»Aber heute ging's nicht so gut,« warf Georg ein.

»Nicht so gut? Was ist geschehen?«

»Die Gräfin begegnete heute Frau Lemnier.«

»Kam diese auch zu mir?«

»Sie ist noch da.«

»Noch da?«

»Sie kam früher als die schöne Frau mit ihrer Mutter. Sie wartet ebenfalls in Ihrer Wohnung. Madame Lemnier, fürchte ich, wünscht ein Honorar, weil sie das Rendezvous mit der schönen jungen Frau einleitete.«

»Und was sagte die Gräfin?«

»Sie redete Madame Lemnier geradezu an.«

»O weh!«

»Wer sind Sie, Madame, und wen suchen Sie in meinem Hause?« fragte Gräfin Degenfeld.

»Mein Name ist Lemnier,« erwiederte diese ganz unerschrocken.

»Lemnier,« erwiederte die Gräfin, »was sind Sie?«

»Witwe.«

»Ich hörte oft den Namen Lemnier,« versetzte die

Gräfin, und sah Frau Lemnier starr an. »Sie sind wohl eine Andere als die, welche man so oft in Wien, nicht ohne großen Respect nennt?«

»Madame Lemnier wurde verlegen und stotterte: »Ich bin eine Andere.«

»Was wollen Sie hier? Haben Sie in der Gesandtschaftskanzlei zu thun?«

»Ja, bei — bei — bei dem Herrn Attaché,« war die Antwort.

»Kennen Sie die andere Madame Lemnier,« fragte die Gräfin, »nemlich die, welche Sie nicht sein wollen?«

»Nein,« flüsterte sie.

»Das ist mir leid,« entgegnete die Gesandtin, »sonst hätte ich Sie gebeten, dieser andern Madame Lemnier zu sagen, daß, wenn sie es sich etwa beigehen lassen sollte, ein Haus zu betreten, welches ich bewohne, daß ihr dann statt des Portiers die Polizei den Weg zeigen würde, welcher aus diesem Hause führt.«

»Die Gesandtin ist fürchterlich!« sprach der Attaché ganz entmuthigt. »Georg, schaff' nun Rath, wie ich Madame Lemnier und die zwei andern Frauen schnell aus dem Hause bringe!«

»Nichts Leichteres!« antwortete dieser, »der Herr Graf haben der Lemnier fünfzig Ducaten versprochen, wenn sie die schöne junge Dame hieher bringt? — Geben Sie ihr noch fünfzig und sie bringt die junge Dame wieder fort.«

»Das geht nicht! Die junge Frau war schwer zu gewinnen. — Ich will selbst mit den Damen sprechen. Es ist anständiger. Ich will mir nichts verderben! Die junge Frau kann ich nicht so leichtfertig aufgeben, und den Schritt, den

sie heute gemacht, macht sie vielleicht kein zweites Mal. Ich eile zu ihr.«

* * *

Schwörnhort betrat seine Wohnung.

Die drei Damen, die schöne junge Frau, ihre Mutter und Madame Lemnier nahmen auf zierlichen Sophas und Divans ihre Plätze ein.

Madame Lemnier stand auf, als der Graf Schwörnhort eintrat, und ging auf ihn zu.

»Endlich! sagte sie, »kommen Sie; wären Sie noch fünf Minuten weggeblieben, so hätten Sie die Damen nicht mehr gesehen.«

»Ich bedaure,« erwiederte der Graf; »der Gesandte hielt mich auf; es kamen Depeschen, welche augenblicklich an den Fürsten Kaunitz befördert werden mußten, und noch nicht ganz entledigt werden konnten, daher ich so unglücklich bin, die verehrten Damen an einem andern Orte um eine Zusammenkunft zu bitten. — In einer Stunde stehe ich zu Befehl.«

Die junge Dame erhob sich.

»Sie sind doch nicht ungehalten, schöne Francisca?« bat der Graf.

»Warum haben Sie uns hieher beschieden?« fragte Francisca's Mutter ganz pikirt. »Es hat mir und der Frau von Lemnier keine geringen Ueberredungskünste gekostet, Francisca hieher zu bringen, und nun —«

»An meiner Aufmerksamkeit hat es nicht gefehlt,« erwiederte der Graf. »Daß ich unvermuthet wichtige Aufträge erhalten würde, lag außer meiner Berechnung, doch ändert dies nichts. Schöne Francisca, Ihr Wunsch wurde erfüllt:

der Perlenschmuck ist in meinen Händen, empfangen Sie ihn hiermit, aber gestehen Sie mir noch heute das Rendezvous zu, das mich glücklich machen soll.«

Francisca nahm den Schmuck, betrachtete ihn mit Wohlgefallen, dann sagte sie:

»Ich danke Ihnen, Herr Graf, für dies kostbare Geschenk; es sei mir ein theures Angedenken von Ihnen; — aber Sie heute noch zu sehen, ist mir unmöglich. Wann dies geschehen könne, wird Frau Lemnier Ihnen mittheilen. Ich aber benütze diesen Anlaß und entferne mich.«

Sie ergriff den Arm ihrer Mutter und ging.

IV.

Das Festmahl zu Ehren Zahlheim's. — Eine unheimliche Erscheinung. — Eine fürchterliche Prophezeiung.

Mittlerweile fand das Fest statt, das die Innung der bürgerlichen Handschuhmacher im Gasthofe »zum Bock« in der Wollzeil zu Ehren Zahlheim's veranstaltete.

Die honnette Gesinnung des Juden Bascheles war Ursache, daß der silberne Pocal noch in den Händen Zahlheim's sich befand, und daher aus demselben getrunken werden konnte.

Dieses Fest war sehr erhebend, sehr heiter, und da es die »Dankbarkeit« feierte, herzlich und innig.

Nach Tische wurde eine große Kanne mit schwarzem Kaffeh auf die Tafel gebracht.

Der Kaffeh wurde servirt, allein er war so trübe, daß

man den Wirth »zum Bock« über dieses Versehen zur Rede stellte.

Der Wirth gerieth in große Verlegenheit.

»Mein Gott,« rief er, »so läßt die verfluchte Hexe, die Hanne, nicht einmal bei solchen Gelegenheiten ihre Spukgeschichten! — Doch dies soll ihr letzter Streich sein. Auf der Stelle jage ich sie aus dem Hause.«

Er wollte in der größten Entrüstung nach der Küche stürzen.

»Eine Hexe haben Sie im Hause?« fragte der Bürgermeister.

»Eine Hexe? eine wirkliche Hexe?« riefen die Bürger.

»Es ist nicht anders,« erwiederte der Wirth. »Wir haben diese Person aus Mitleid ins Haus genommen. Sie wäre längst verhungert, und nun vergilt sie unsere Obsorge mit ihren Teufelskünsten.«

»Teufelskünste?« betonte der Bürgermeister. »Um trüben Kaffeh aufzutischen, dazu gehören keine Teufelskünste; das ist höchstens Mangel an Aufmerksamkeit, das trifft jede unachtsame Küchenmagd.«

»Ew. Gestrengen,« warf der Wirth ein, »die Person, welche ich Hexe nenne, hat den Kaffeh nicht gekocht, sondern meine Frau. — Die Hexe durfte heute nicht einmal in die Küche, und doch hat sie ihren Hokuspokus gemacht.«

»Sei der Herr doch deutlicher!« rief der Bürgermeister.

»Die Hexe, die Hanne,« fuhr der Wirth fort, »kann, so oft es ihr beliebt, den Kaffeh verzaubern. Wenn sie will, so muß selbst der Kaffeh, der durch die feinsten Siebe passirt, einen dicken Satz zurücklassen; dies hat sie auch heute gethan, deshalb werfe ich sie jetzt augenblicklich auf die Straße sammt ihrem Kinde.«

»Ein Kind hat sie auch?«

»Ja,« sagte der Wirth, »wie alle Zigeunerinnen.«

»Ist sie das?«

»Gewiß nichts Anderes.«

»Und was will sie mit dem Kaffehsatze?«

»Sie will daraus wahrsagen, besonders einer großen Gesellschaft. Das soll ihr wahrscheinlich etwas eintragen.«

»Ei,« meinte Zahlheim, »das wäre so übel nicht, das gäbe tausend Spaß. Erlauben Sie doch, Herr Bürgermeister, daß sie kommen dürfe.«

»Gott bewahre!« versetzte der Bürgermeister. »Wir wollen ihr etwas schenken. Ich mache den Anfang; hier ist ein Thaler, die arme Person hat ein Kind, sie soll Unterstützung erhalten, dann mag sie ihre Alfanzereien für sich behalten.«

»Wenn wir der Hexe etwas schenken sollen,« bemerkte einer der Bürger, »so soll sie uns auch Zeugen ihrer Kunst sein lassen. — Ich bitte ebenfalls, Herr Bürgermeister, daß sie kommen dürfe.«

»Ich werde nicht beitragen,« sagte der Bürgermeister, »daß der Aberglaube befördert werde.«

»Wir versprechen,« versicherte der Bürger, »ihrer Wahrsagerei keinen Glauben zu schenken.«

»Wir versprechen, sie auszulachen,« setzte Zahlheim bei. »Ich will ihr ein Vierunddreißigkreuzerstück widmen und sie dafür vierunddreißigmal auslachen.«

»So möge sie denn kommen, weil die Herren es wünschen,« erwiederte der Bürgermeister, »aber ich gestatte es ungerne. Solche Leute sollten eigentlich aus Wien fortgeschafft werden.«

»Um es auf dem Lande noch ärger zu treiben und un=

ter den Bauern den Unglauben besser zu nähren,« warf Zahlheim ein. »Geeigneter wäre es, sie in ein Versorgungshaus zu bringen und dort ihrem tollen Treiben ein Ziel zu setzen.«

»Bringen Sie die Zigeunerin,« bat der Obervorsteher den Wirth.

Dieser brachte sie.

Hanni sah durchaus keiner Zigeunerin ähnlich.

Sie besaß eine recht hübsche Physiognomie, zwar eine gelbliche Gesichtsfarbe, pechschwarze Augen und Haare, aber ihre Züge waren ebenmäßig. Sie hatte eine schön geformte Nase und einen eben so schönen Mund, nur schweifte ihr Blick unstät umher, und ihre Zähne zeigte sie so widerlich, welches trotz dem, daß diese voll und blendend weiß waren, unangenehm auffiel.

Das Weib war übrigens reinlich gekleidet.

Ihre Haare hingen nicht etwa wüst umher, sondern waren in zierliche Zöpfe geflochten.

Was an ihr auffiel, war ein großer gelber Ring, den sie am Zeigefinger der linken Hand trug und den sie zeitweise anblickte und drehte.

Sie verneigte sich anständig vor der Gesellschaft.

Hierauf ging sie auf den Bürgermeister zu und wollte ihm die Hand küssen.

Der Bürgermeister verwehrte dies.

»Wer bist Du?« fragte er sie.

»Ich bin die Tochter eines Schweinhirten aus dem Banate,« erwiederte Hanni, »ein armes, verlassenes Geschöpf, hinausgestoßen in die Welt, unglücklich geworden durch einen Mann, dessen Schwüren ich glaubte, welcher Vater meines Kindes ist, den meine Mutter verfluchte und über dessen

Schandthat, die er an mir verübte, ich nie mehr meinem Vater unter die Augen kommen darf.«

»Sind die Sauhirten im Banate so strenge gegen Töchter, welche zu Falle kommen?« fragte Zahlheim und lachte. »Ich dächte, es dürfte dort der größte Theil, gleich Dir von ihren Vätern geächtet, herumirren.«

»Du erzählst uns wahrscheinlich ein Märchen,« bemerkte der Bürgermeister.

»O, kein Märchen!« erwiederte Hanni. »Ich wünschte, daß meine Leiden ins Gebiet der Fabeln gehörten, und daß ich und mein Kind von unseren Leiden erlöst würden.«

»Wer war denn der Verführer, der Dich so unglücklich machte?« fragte der Bürgermeister. »Wahrscheinlich ein Knecht von der Pußta?«

»O nein! Ein sehr wichtiger Mann, der — der — ich wage es kaum zu sagen.«

»Vielleicht gar ein Vicegespan oder noch mehr?«

»Nein, nein, ich will es nur gestehen, mein Verführer war der Scharfrichter von Temeswar, Stephan Korossy.«

Der Bürgermeister fuhr auf.

»Du, Hexe,« sagte er, »verleumde mir keinen ehrlichen Mann. — Stephan Korossy aus Temeswar ist gegenwärtig Scharfrichter in Wien.«

»Ich weiß es.«

»Ich kenne ihn als braven Mann,« fuhr der Bürgermeister fort, »auf Stephan Korossy haftet kein Makel; er hat die besten Zeugnisse selbst von dem Obergespan des Temeser Comitats mitgebracht; der Bürgermeister Orhàz hat ihn aufs Wärmste empfohlen. Korossy hat seit seiner frühesten Jugend ein exemplarisches Leben geführt, ist nun glücklich verheiratet. Er würde auch nie des Fleischhauers

von Temeswar Tochter zur Gattin bekommen haben, wenn er sich nicht des besten Leumunds erfreute.«

»Er ist ein Heuchler, ein Gleißner,« versicherte Hanne; »er bestrickt alle Menschen, hoch und nieder, durch seine glatten Reden; — o ließe mich sein Weib, das er ebenso bethört hat wie mich, nur zu ihm, ich würde ihm seine elende Maske vom Antlitz reißen.«

»Verläugnet er Dich?«

»Er schwört, daß er mich nicht kenne, nie gesehen, nie gesprochen habe.«

»Hast Du Versuche gemacht, ihm seine schlechte Handlung vorzuhalten?«

»Zahllose, alle ohne Erfolg. Sein Weib hat endlich befohlen, die Hunde in seinem Hofe gegen mich zu hetzen, wenn ich mich ihm nähern sollte. — Und dennoch werde ich mich ihm nähern und ihm sein Kind entgegenhalten, wenn er zur nächsten Execution reitet und sein entsetzliches Amt ausüben will — ich werde ihm zurufen: Meineidiger, Du richtest heute einen Verbrecher, Du selbst bist Einer! Du hast falsch geschworen und dein Weib vor Gott und dein Kind verlassen!«

»Da kannst Du lange warten,« versicherte Zahlheim, »bis Du ihm dies zuzurufen vermagst. In den österreichischen Staaten ist die Todesstrafe aufgehoben; weder in Wien noch in irgend einer Stadt der kaiserlichen Monarchie gibt es eine Hinrichtung mehr.«

»Doch, doch! Einer verblutet noch auf dem Schaffot, Einer noch, der Letzte; ich weiß es: aus den Prophezeiungen meiner Großmutter weiß ich es, die Prophezeiungen meiner Großmutter trügen nie.«

»Das Ding wird immer schauerlicher,« meinte Zahlheim.

»Wer ist deine Großmutter?«

»Der Name meiner Großmutter ist bekannt im weiten Ungarland. Sorda heißt sie. Sie ist die berühmteste Wahrsagerin aus der Hand, aus den Karten, sie weiß was einem Menschen bevorsteht, wenn sie sein Haupt befühlt. Die Kunst aus dem Kaffehsatze Menschenschicksale zu weissagen, hat sie mir gelehrt. Was ich aus demselben noch prophezeit habe, ist eingetroffen. — Lassen Ew. Gestrengen den Wirth rufen, fragen Sie ihn, ob ich es ihm nicht enthüllt, wer in der vorigen Woche seine Silberlöffel gestohlen, und wohin der Dieb sie verborgen; fragen Sie den Hausmeister vom »schwarzen Bock,« ob ich ihm nicht drei Tage vorher angezeigt, daß man auf dem Boden dieses Hauses Feuer anlegen wolle, und daß er die Brandstifter bei der That zu ertappen vermöge, wenn er mir folge; fragen Ew. Gestrengen, ob ich nicht wahr gesprochen, und ob er die Verbrecher ergriffen habe oder nicht. Fragen Sie —«

»Höre,« versetzte der Bürgermeister, »Du machst mich völlig wirblich. Ich ersuche, mir den Wirth kommen zu lassen,« sagte der Bürgermeister zu Zahlheim, »um denselben zu befragen, ob die Dirne uns belügt.«

Der Wirth kam und bestätigte alle Angaben.

»Es ist leider wahr,« sagte er, »aber trotzdem, daß ich ihr dafür Dank schuldig bin, da sie mir wieder zu meinem gestohlenen Silber verholfen und eine Feuersgefahr von meinem Hause abgewendet, so kann ich diese Hexe doch nicht länger behalten. Sie macht mir mein Weib und die Dienstleute confus; sie beleidigt meine Gäste in der Wirthsstube, indem sie unter ihnen einen Menschen sucht, der nächstens

hingerichtet werden soll. Ich habe sie zwar schon beschenkt, will sie aber gerne noch einmal beschenken, und dann fortschicken, besonders der Kühnheit wegen, mit welcher sie sich auch in den Kreis, welche Se. Gestrengen, der Herr Bürgermeister ziert, zu drängen wußte.«

»Es wird Einem ganz unheimlich in ihrer Nähe,« bemerkte einer der zum Festdiner invitirten Magistratsräthe.

»Warum nicht gar!« scherzte Zahlheim. »Deshalb, weil sie ein paarmal etwas errathen oder Dinge behauptet hat, von welchen sie vielleicht zufällig unterrichtet war? — Solche Prophetinnen treiben die Kunst der Charlatanerie auf eine ganz mysteriöse Weise. Man muß ihnen nicht aufsitzen. Hexen im achtzehnten Jahrhundert, Wahrsagerinnen in einer Zeit, in welcher Kaiser Joseph regiert; Aberglaube in Tagen, in welchen Sonnenfels für die Aufklärung schreibt. — Es ist zum Todtlachen! Ich will mir sogleich von ihr etwas prophezeien lassen, und wenn sie versichert, daß ich in fünf Minuten an einem Schlagflusse sterben werde, so werde ich lachen und die Gesellschaft bitten, recht herzlich mitzulachen.«

»Nu, nu, freveln Sie nur nicht, Sie Freigeist!« erinnerte der Magistratsrath, der so eben gesprochen hatte.

»Freveln,« entgegnete Zahlheim. »Ist das Frevel, wenn man einem gewöhnlichen Menschen keinen Blick in die Zukunft zutraut? wenn man negirt, daß irgend ein Geschöpf auch nur zu ahnen vermöge, was das Schicksal über uns verhängen werde? — Komm' her, Hexe, Zigeunerin, Wahrsagerin, oder wie ich Dich nennen soll: — hier steht noch eine Kanne mit deinem verzauberten Kaffee! Enthülle mir aus dem schwarzen Bodensatz desselben, was mir bevorsteht.«

»Darf ich?« fragte Hanni den Bürgermeister.

»In Gottes Namen,« antwortete dieser; »ich theile die Meinung des Herrn Secretärs Zahlheim; ungereimt, abgeschmackt, widersinnig ist jede Schwarzkünstelei. — Das Weib möge den Hokuspokus machen; es soll uns wie die Teufelsschwänke Philadelphia's unterhalten.«

Kaum hatte das Weib die Erlaubniß des Bürgermeisters erhalten, aus dem Kaffehsatze ihre Prophezeiungen schöpfen zu dürfen, so ergriff sie hastig die Kanne, goß die Flüssigkeit in eine leere Flasche, welche auf dem Tische stand, nahm dann den schwarzen Satz und schüttete ihn auf einem Teller aus.

Hierauf stierte sie lange in denselben, versenkte ihre Blicke immer tiefer und tiefer, blickte anhaltend in die schwarze Masse, fuhr dann plötzlich zurück, sah wieder in die Masse, stieß dann einen durchdringenden Schrei aus und taumelte zurück.

Der Wirth fing das Weib auf, sonst wäre es in Ohnmacht gefallen.

Alles erschrack hierüber, selbst der Bürgermeister.

Leichenblässe bedeckte des Weibes Stirne und Wangen.

Hanni stierte Zahlheim mit einem gräßlichen Blicke an.

»Was hat denn die Närrin?« fragte Zahlheim, aber er sagte dies mit einem Tone, der unverkennbar seine Befangenheit verrieth.

»Verlangen Sie es nie zu erfahren,« stöhnte die Wahrsagerin, »nie — nie!«

»Ich will es aber wissen,« erwiederte Zahlheim mit erkünstelter Ruhe.

»Nein, nein!« sprach sie, »nie werden Sie von mir hören, was hier prophezeit wird.«

Sie warf noch einen Blick in den verhängnißvollen Absud, warf sich dann auf einen Stuhl und verhüllte das Gesicht.

»Das ist doch eine zu plumpe Komödie!« rief Zahlheim; »magst Du Dich immer an mir rächen, weil ich deine Kunst verhöhnt und verachtet, magst Du mich immerhin ängstigen wollen, aber für die Gesellschaft zeige Achtung, die an meinen Schicksalen Theil zu nehmen scheint; für den Herrn Bürgermeister habe Rücksicht, der es nicht dulden wird, daß Du deinen Scherz zu weit treibst.«

»Scherz?! meinen Scherz?!« schrie Hanne dumpf und schauerlich auf. »Bei dem Leben meines Kindes, das mir das Theuerste auf dieser Welt ist, — bei der Rache, die ich dem Verräther, der mich elend gemacht hat, geschworen, gelobe ich, daß ich hier weder Komödie spiele, noch einen Scherz treibe. — Ich kann nicht sagen, was ich inne geworden. — Erfahren werden Sie durch mich nie, was Ihnen bevorsteht, was Ihrer für ein maßloser Jammer wartet, aber sagen will ich Ihnen: fliehen Sie, fliehen Sie so weit Sie können; fliehen Sie in ein Land, wo es keine Menschen gibt, wo keine Gesetze walten, — in eine Einöde fliehen Sie, unter wilde Thiere, unter Tiger, Leoparden und Hyänen; nur in einem solchen Lande, wo es keine Menschen gibt, vermögen Sie Ihrem Verhängniß zu entrinnen!«

Zahlheim lachte der Wahrsagerin ins Gesicht.

»Höre,« sagte der Bürgermeister zu dem Weibe, »Dir beliebt es geradezu anzudeuten, daß mein Secretär Zahlheim die Macht der Gesetze zu scheuen habe; dergleichen Verdäch-

tigungen nimm zurück, oder ich lasse Dich augenblicklich verhaften.«

»Immerhin,« erwiederte das Weib; »lassen Sie mich verhaften; ich bestehe aber darauf, daß dieser Herr meine Warnung beherzigen müsse, soll er nicht namenlos unglücklich werden.«

»Und ich bestehe darauf, daß Du hier aussprechen sollst, was deine mysteriösen Reden Entsetzliches verkünden wollen. Ich gelobe Dir, keinen Groll zu haben, was es auch sei. — Ich habe Dich beleidigt, es thut mir leid, ich bitte Dich um Verzeihung, — nun aber ende dein Spiel. Ich kann es nicht länger mehr mit ansehen, daß meine Freunde sich um mich ängstigen. Ich habe Dir gesagt, selbst wenn Du mir verkündigst, daß ich schon nach wenigen Minuten zu leben aufhören werde, daß ich lachen — und meine Freunde bitten werde, mit zu lachen.«

»Wohlan denn — so vernehmen Sie:

»Am 10. März 1786 müssen Sie sterben, und zwar
»sterben eines unnatürlichen Todes, und dieser Tod kann
»Sie nur dort nicht ereilen, wo es keine Menschen oder
»keine Gesetze gibt!«

Zahlheim lachte überlaut.

»Ich bitte Sie, Herr Bürgermeister,« sagte er, »ich bitte, meine Freunde, mit zu lachen.«

»Ich lache nie,« bemerkte der Magistratsrath, welcher Zahlheim einen Freigeist nannte, »ich lache nie über einen Menschen, dem man von seiner Sterbestunde vorredet, am wenigsten aber lache ich, wenn eines Menschen Tod auf eine unnatürliche Art erfolgen soll.«

Die Gesellschaft gerieth in sichtbare Bestürzung.

V.

Zahlheim als Spieler. — Zahlheim's Porträt. — Zahlheim und seine Mutter.

Vielleicht wurde in Wien, in jener Zeit, in welcher unsere Geschichte vorgeht, noch mehr geklatscht als jetzt.

Den Vorgang im Gasthofe »zum Bocke« telegraphirten sogleich zweiunddreißig Handschuhmacher, die bei dem Feste gegenwärtig waren, in alle Vorstädte Wiens.

Der Wirth und die Wirthin berichteten die »merkwürdige und schauerliche Prophezeiung der Wahrsagerin ihren Gästen in der Wirthsstube.« Diese trugen die schauerliche Mähr' in alle Bier-, Gast- und Kaffehhäuser von der Wollzeile angefangen bis zum Kärnthnerthore, vom Graben bis zum rothen Thurm, vom alten Fleischmarkte bis auf die Seilerstätte. Eine Stunde war hinreichend, daß der Thurmwächter auf St. Stephan in der Höhe, und die Methschänkerin im »süßen Löchel« in der Tiefe ihres Kellers von nichts Anderem sprachen, als von Zahlheim und seinem nächstens zu erfolgenden *unnatürlichen* Tode.

Auch in den Salon der Frau von Lemnier drang diese Nachricht, war dieser doch ganz in der Nähe, und machte dort um so mehr Aufsehen, als Zahlheim ein Mitglied der Gesellschaft der Lemnier'schen »Damenstiftung« war.

»Ich kann die Geschichte nicht recht glauben,« bemerkte die Vorsteherin dieser Anstalt; irgend ein müßiger Kopf hat

wahrscheinlich die Historie erfunden, um dem guten Zahlheim Eins anzuhängen. So geht es, wenn man sich mit »Handschuhmachern« einläßt; — in einer Coterie von Adeligen und »meines Gleichen« meinte Frau von Lemnier, »wäre ihm dies gewiß nicht begegnet. — Zum Glücke hat er sich heute zum Souper ansagen lassen, da wollen wir aus seinem eigenen Munde erfahren, was an diesem Gerede ist.«

Graf Schwörnhort wurde gemeldet.

Die ersten Worte des Grafen waren:

»Der arme Zahlheim! Wie bedauere ich ihn, daß er der Gegenstand einer eben so dummen als boshaften Stadtklatscherei ist. Er wird jedoch Genugthuung erhalten. — Die saubere Wahrsagerin wurde verhaftet. — Wie ich vernommen, hat sie bereits gestanden, daß sie von einem Collegen, der wegen des Avancements Zahlheim's präterirt, angestiftet wurde, dem talentvollen, geistreichen Manne den Spuk zu spielen; gemeine Rache schmiedete diese Cabale; aber sowohl die infame Hexe als der schlechte Patron, der diesen Spuk anzettelte, sollen exemplarisch bestraft werden.«

»Gott sei Dank, daß es so ist!« sagte Frau von Lemnier, »und Gott sei Dank« wiederholten die Damen ihres Hauses, »wir sind vom Herzen darüber vergnügt.«

Zahlheim stand sowohl bei Madame Lemnier als ihren jungen Elevinnen in großer Gunst. — Er war ungemein gentil, sprach sehr geistreich, erzählte allerliebst, war immer höchst geschmackvoll gekleidet, erschien als der beste Tänzer und was die Hauptsache war, er warf sein Geld mit beiden Händen weg. — Dabei zeigte er sein Streben, es in allen Dingen den jungen Adeligen gleich zu thun, welche diesen heitern Cirkel besuchten.

Namentlich war Graf Schwörnhort sein Vorbild.

Was dieser lockere Cavalier that, that Zahlheim ebenfalls. Zahlheim hatte dieselben Passionen wie der holländische Attaché. Er kleidete sich wie dieser und ahmte sogar seinen Ton und seine Manieren nach.

Der Verfasser dieses Romans besitzt ein Bild Zahlheim's.

Sein Gesicht hatte zwar nichts Geistreiches, obgleich er viel Geist besaß; sein Gesicht war auch nicht schön; er hatte eine auffallend lange Stirne, die dadurch noch schroffer erschien, daß er nach der damals bestehenden Mode ein hohes Toupée trug. Natürlich fehlte auch nicht das Entsetzen der lächerlichen Tracht jener Zeit, ein ungeheurer Haarbeutel. Zahlheim trug vielleicht einen der größten Haarbeutel, die man sehen konnte. Ein schwerer, dicker, plumper Haarsack am Hinterhaupte sollte schön sein und den vornehmen Mann characterisiren! —

Zahlheim besaß eine unschöne, aufgestülpte Nase und ein breites Kinn. Da sein Vorbild, der Graf, keine anderen als weiße, gestickte Wattenwesten trug, und Staatskleider von himmelblauem Atlas, auch manchmal zu Bällen von rosenfarbnem gestickten Seidenstoffe, so trug auch Zahlheim ähnliche Kleider. Natürlich durften schwarze seidene Beinkleider und weiße seidene Strümpfe nicht fehlen. Um die bizarre Tracht zu vervollständigen, paradirte an der Seite jeden Dandy's jener Epoche ein Stahldegen mit Perlen besetzt, der wie ein Bratspieß sich ausnahm.

Ein Stutzer aus den Achtzigerjahren war der Inbegriff von Geschmacklosigkeit und Lächerlichkeit.

Es hat nie häßlichere Carricaturen gegeben!

Dem Grafen Schwörnhort schmeichelte es sehr, daß

Zahlheim sein Affe war, und dieser wieder pries sich glücklich, die Gunst eines Cavaliers errungen zu haben. Wie Zahlheim dabei zurecht kam, welche Folgen es haben mußte, einen reichen Grafen nachzuahmen, dessen Revenüen unerschöpflich schienen, kümmerte Zahlheim nicht.

»Man lebt nur einmal!« war sein Wahlspruch. — Diesem gemäß lebte und handelte er so, daß er auf dem Hochgerichte endete.

Die Nachricht, daß ein College ihn durch jene Wahrsagerin hatte verunglimpfen lassen, war eine Lüge. Wohl ließ der Bürgermeister die sogenannte Hexe verhaften und bald hierauf aus der Stadt schaffen, aber sie sagte nichts Anderes aus, als was sie im Kaffehsatze gelesen haben wollte, daß dies in Erfüllung gehen werde. Zahlheim erfand daher das Märchen vom Anstiften, und glücklicherweise wurde es geglaubt und nachgesagt; am liebsten selbst von den meisten Angestellten des Magistrats, welchen es nicht gleichgiltig sein konnte, ein Mitglied ihres Gremiums auf solche Weise verunglimpft zu wissen.

Als Zahlheim in den Salon der Madame Lemnier trat, wurde er mit einem wahren Jubel empfangen.

Man wünschte ihm Glück, daß seine Feinde gedemüthigt würden.

Er scherzte über den »Possen,« den man ihm spielen wollte, und pries laut den Bürgermeister, der ihm ganz unaufgefordert Genugthuung verschafft, dann aber brach er ab, sprach nicht weiter über diesen Vorgang, und schäckerte mit den Mädchen und herzte und küßte sie.

Er nannte den Vorgang mit der Zigeunerin eine Lappalie, welche nicht der Mühe lohne, ihrer weiter zu gedenken.

An jenem Abend war Zahlheim ausgelassen lustig. — Er tanzte mit allen Damen und sogar mit Madame Lemnier, mit welcher, da diese schlecht und schwerfällig tanzte, keiner der jungen Herren tanzen wollte. Zahlheim sang und jubelte, und trank wohl auch etwas zu viel von dem köstlichen Tokayer, der auf die Tafel kam, und von welchem er allein zwölf Flaschen bringen ließ, wovon ihm jede zu einem Ducaten gerechnet wurde. — Zuletzt wurde »Pharao« gespielt; Zahlheim gewann hundert Ducaten und wurde aufgefordert, Bank zu halten, welches er bereitwillig that und noch dreihundert Ducaten gewann.

Jetzt kannte sein Uebermuth keine Grenzen. Er fing nun erst recht zu schwelgen an, blieb in dem verrufenen Hause bis gegen Morgen und ging gegen neun Uhr liebe-, wein- und schlaftrunken nach Hause.

Als er sein Gold in seinen Schreibtisch legte, bildete er sich ein, jetzt könne es ihm nicht mehr fehlen. Er machte sich Vorwürfe, daß er nicht schon längst reiche und vornehme Gesellschaften aufgesucht und dem jungen Adel das Gold abgezapft habe. »Aber sie sollen ihr Metall mir schon noch abliefern müssen,« dachte er. — Der verblendete Mann wähnte, er hätte das Spiel erfunden und Frau Fortuna ihm zugeschworen, ihn nie mehr zu verlassen.

Er taumelte in sein Bett und schlief voll seliger Träume bis gegen Ein Uhr Mittag.

Als er erwachte, stand seine Mutter vor ihm.

Die alte Frau hatte Thränen in den Augen. Vor Kummer vermochte sie kaum zu sprechen.

»Wie viel Uhr ist es?« fragte Zahlheim seine Mutter.

»Es ist Ein Uhr. Auch die Mittagsstunde hast Du verschlafen.«

»Sie werden doch nicht wähnen, daß ich wie ein ehrsamer Schneider um zwölf Uhr speisen wolle?«

»Davon ist nicht die Rede! Um zwölf Uhr speisest Du schon lange nicht mehr, aber nun machst Du sogar den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage! Franz, wohin soll dies führen?«

»Zum Glücke! Schließen Sie dort meinen Schrank auf und werfen Sie einen Blick hinein.«

Die Mutter that es.

Als sie das viele Gold erblickte, erschrack sie.

»Franz,« rief sie ängstlich aus, »wie kommst Du zu diesem Schatze? Franz, Franz, um Gottes willen, Du wirst doch nicht —«

»Das Geld *gestohlen* haben?« schrie er auf. »Nein, Mutter, zu dergleichen nimmt Ihr Sohn seine Zuflucht nicht, um *reich* zu werden.«

»Hast Du es von den Juden erhalten, für welche Du arbeitest? Und zu welchem Zwecke? — Du sagtest ja selbst, daß Du für die Juden sehr wenig würdest erreichen können. — *Pressen* wirst Du doch die Juden nicht, oder ihnen Erfolge vorschwindeln, welche zu gewinnen unmöglich? — Das wäre schlecht und würde Dich in deiner Stellung compromittiren.«

»Zu was brauche ich die Juden! Ich will von ihnen nichts mehr wissen. Dieses Gold, Mutter, habe ich der Kunst zu verdanken, mit welcher man die Nacht zum Tage macht. — Ich bewege mich jetzt in Kreisen, wo man keine Sonne braucht, um hell zu sehen. Bei einer Beleuchtung

von hundert Wachslichtern erwirbt man dort mehr als bei einer Million Sonnenstrahlen.«

»Im Hause der Madame Lemnier?«

»Sie haben es errathen; doch, Mutter, woher wissen Sie, daß ich dorthin komme?«

»Die Magd hat mir diese entsetzliche Neuigkeit heute Morgens aus der Fleischbank mit nach Hause gebracht. — Dein Freund, Sebastian Legler, erzählte sie dem Wirthe vom »schwarzen Bocke.« — Eine andere Neuigkeit, Dich betreffend, worüber ich arme, alte Frau den Verstand verlieren könnte, wenn mir Gott nicht gnädig bliebe, erzählte der Wirth dem Fleischer — Franz, eine entsetzliche Prophezeiung!«

»Also auch auf Dienstbotengeklatsche hören Sie? — Was in Fleischbänken und vielleicht in den Brot- und »Greißler«-Laden geschwätzt und gelogen wird, das hören Sie an?«

»Dein Freund Legler und der Wirth »zum Bocke,« bei welchem das Festmahl in Gegenwart des Bürgermeisters stattfand, schwätzten dies; die Magd stand nur dabei und hörte zu. — Sie erschrack selbst, die ehrliche Anne, die Dich liebt wie ich, da sie Dich als Kind auf den Armen trug, und gleich mir zahllose Nächte durchwachte, als Du an den »bötern Blattern« darniederlagst.«

»Dem schamlosen Schwätzer Legler und dem unverschämten Wirthe will ich es gedenken! Ich werde dem Fleischhauer sicher eine Muskete verschaffen; er verdient es nicht besser — und der Wirth — der Wirth — der dem Bürgermeister versprechen mußte, die dumme Geschichte mit der Wahrsagerin nicht auszuschwatzen, der soll mir auf vierzehn Tage ins »Bürgerstübel;« dahin will ich es schon bringen!«

»Also ist doch etwas Wahres an der Prophezeiung?«

»Daß die Schanddirne sie auszusprechen gewagt hat, weil ich sie gereizt und verspottet hatte, weil sie von einem Schurken angestiftet wurde, mich zu verunglimpfen, ist wahr; aber wahr ist es auch, daß sie für diesen Frevel büßt und im »Loche« sitzt.«

»Ach, mein Gott! mein Gott, Franz, welch eine gräßliche Geschichte! Und daß man Dir, gerade Dir dies prophezeite, Dir — Dir — warum nicht einem Andern; der Bürgermeister ließ das verhexte Weib, wie ich hörte, ebenfalls hart an, und der Wirth wollte sie aus dem Hause stoßen, und an Beiden rächte sie sich nicht; nur Dir sagte sie so schändliche Dinge! — Gleich darauf kommst Du mit diesem Haufen Goldes nach Hause! Franz, Du gehst einem gräßlichen Abgrunde zu — Franz, Du stürzest Dich unaufhaltsam ins Verderben; um Gottes willen, kehre um; Franz, erbarme Dich meiner, wenn Du Dich nicht Deiner erbarmst! Ich beschwöre Dich bei dem allmächtigen Heiland, und der Mutter Gottes, der Gebenedeiten!«

»Sie werden schon wieder langweilig, Mama,« brauste Zahlheim auf. »Doch ich kann mir ja Ruhe vor Ihnen verschaffen! Reich bin ich jetzt und bedarf Ihres Tisches, Ihrer Wohnung nicht mehr! Ich bedarf aber noch weniger Ihrer faden Moralpredigt; ich verlasse Sie!«

»Franz, hat Dich die Hölle schon umstrickt? Deine Mutter willst Du verlassen, weil sie Dich ermahnt, daß Du ein braver Mann sein sollst? — Sprich, Unglücklicher, wo hast Du dieses Geld her? — Ist dies schon das Handgeld des Satans?«

»Wenn es Sie beruhigt zu wissen, wo ich es her habe, so will ich es Ihnen sagen. Bei Madame Lemnier habe ich

es einer Gesellschaft vornehmer Leute im Spiele abgewonnen. Diese werfen die Ducaten mit beiden Händen weg, ist es ein Verbrechen, sie aufzufangen?«

»Gespielt hast Du? Gespielt mit reichen Leuten! Du, ein Armer! Werden sie Dich nicht zur Revanche auffordern?«

»Das sollen Sie! Ich werde wieder gewinnen.«

»Dann müßtest Du falsch spielen, denn ein ehrlicher Spieler kann niemals wissen, wer gewinnt und wer verliert.«

»Die Leute, mit welchen ich zusammenkomme, spielen kopflos, mit blinder Leidenschaft, ohne Berechnung.«

»Spielen sie Schach?«

»Gott behüte! sie spielen Karten.«

»Karten? Und beim Kartenspiel willst Du berechnen, wie die Karten fallen sollen? Franz, sei doch nicht dein eigener Feind!«

»Sie, Mutter, verstehen den Plunder vom Pharao!«

»Pharao? — Da ist ja eines der gefährlichsten Hazardspiele! — Der Kaiser hat es auf das Strengste verboten, weil man sich dabei um Hab und Gut, Ehre und Existenz bringen kann.«

»An öffentlichen Orten ist es verboten, an Privatplätzen nicht. Cavaliere spielen es ohne Scheu.«

»Bist Du ein Cavalier?«

»Ein Edelmann auf jeden Fall.«

»Und vielleicht nur darum ein Edelmann, um »Pharao« zu spielen? — Hat dein Großvater darum sich Verdienste erworben und hat unter Carl VI. den Adel erhalten, damit Du, sein Enkel, Pharao spielen kannst und diesem Adel Schande machst?«

»Sie reden wie ein altes, albernes Weib! Lassen Sie mich in Ruhe! — Ich habe Kopfschmerzen und will noch ein Stündchen schlafen.«

Zahlheim warf sich in seinem Bette auf die andere Seite, kehrte seiner Mutter den Rücken und zog die Decke über die Ohren.

»Du hast es gewagt, mich ein albernes Weib zu nennen, mich, deine Mutter, die, so lange Du meine Rathschläge befolgtest, Dir nur Heil brachte? — Daß Du ein braver, ehrgeiziger Student gewesen, danktest Du nur meinen Ermahnungen; daß Du fleißig die ersten Jahre in deiner Anstellung Dich gezeigt, war mein Werk; — plötzlich schlugst Du um, und weil ich nun einsehe, daß dieser Weg, den Du betreten, Dich elend machen wird, und Dich beschwöre, den Pfad der Sünde zu verlassen; bin ich albern! — Gott verzeihe Dir den Schmerz, den Du mir bereitest. — Mögest Du es nie bereuen! Möge nie eine Zeit kommen, in welcher Du dieser Stunde Dich erinnerst, in welcher Du die Warnungen deiner Mutter verachtet hast! Schlafe, Verblendeter, wenn Du zu schlafen vermagst, und vermagst Du es, so träume von der schauderhaften Prophezeiung, welche die Zigeunerin ausgesprochen hat.«

Frau von Zahlheim verließ ihren Sohn.

Er aber sprang aus seinem Bette.

»Komm her, du mein Gold,« sagte er, »und erquicke durch deinen Klang mein Ohr, das abgeschmackte Moral und lächerliche mütterliche Aengstlichkeit beleidigten. — Mit dir, mein Gold, will ich meine Unabhängigkeit sichern. — Es bleibt dabei, ich verlasse meine Mutter und miethe die Wohnung im Kronberger'schen Hause auf der »Elendbastei.« — Dort bin ich ungenirt, erfreue mich der herrlichsten Aussicht

in die romantischen Gebirge, indeß ich hier in der »Blutgasse« kaum den blauen Himmel sehe. — Das Quartier, das mir so gefällt, ist unbewohnt; die nöthigen Möbel verschafft mir der reiche Trödler Hannauer. Ich will sogleich ans Werk schreiten.«

Er packte sein Gold zusammen, steckte es zu sich und wollte schon aus seiner Mutter Wohnung schreiten, da fiel ihm ein, daß er doch von seiner besten Freundin auf dieser Welt Abschied nehmen müsse.

»Ich will Abschied nehmen,« rief er, »aber nicht mündlich, sondern schriftlich. Ich bedarf keiner guten Lehren mehr; ich bin alt genug. Ich will ihr schriftlich Adieu sagen.«

Er ergriff ein Blatt Papier und schrieb mit Bleistift darauf:

»Ich ziehe von Ihnen fort, Mutter. Wir harmoniren nicht mehr mit einander. Verfügen Sie über mein Zimmer. Ich werde Sie gelegenheitlich besuchen, übrigens kümmern Sie sich nicht um mich. Sollten Briefe an mich kommen, so senden Sie sie in das Haus Nr. 1224 *), Elendbastei, in den zweiten Stock. Adieu!

Franz von Zahlheim.«

*) Dieses Haus, in welchem Zahlheim seine neue Wohnung nahm und in welchem er zum Mörder wurde, besitzt gegenwärtig die Nummer 1170 unweit vom Stabsstockhause.

VI.

Zahlheim in seinem Hause. — Das Pharao. — Die erste Lection.

Der Trödler Hannauer hatte in Wien in der Capuzinergasse auf dem Spittelberge die größte Niederlage von allen Gattungen Möbels, besonders für Kunden aus der besseren Classe. Man muß sich diesen Mann nicht als einen gemeinen »Tandler« denken, wie Wien gegenwärtig in den meisten Vorstädten eine Legion besitzt.

In den Jahren 1785 u. s. f. gab es in Wien noch keine Tischler und Tapezierer, welche vorräthige Möbel zum Verkaufe ausstellten; alles was an Zimmereinrichtungen benöthigt wurde, mußte bestellt werden; Personen, welche schnell ihre Wohnungen möbliren lassen wollten, mußten sich daher an die Trödler wenden, und unter diesen an Hannauer, wenn sie Lust hatten, sich besonders pracht- und geschmackvoll einzurichten.

Hannauer kaufte nur das Schönste in öffentlichen Feilbietungen. Wenn ein reicher Cavalier oder ein hoher Staatsbeamter plötzlich abreiste, so erstand Hannauer Alles, was feil geboten wurde. Auf diese Weise besaß er Trumeaurspiegel von außerordentlicher Größe, sammtene und damastene Garnituren, Schränke, Candelaber, Luster, Commodekasten, Draperien, Betten, in welchen ein Herzog hätte schlafen

können, Teppiche und Oelgemälde nicht selten von hohem Werthe.

Zahlheim verfügte sich zu dem Trödler.

Da Hannauer Vorsteher seiner Gewerbsgenossen war, so kannte er den Herrn Magistratssecretär sehr gut.

Zu allen Zeiten achteten die Bürger Wiens die Beamten jener Behörden hoch, mit welchen sie in unmittelbare Berührung kamen. — Der löbliche Magistrat der k. k. Haupt- und Residenzstadt ist diejenige Stelle, zu welcher die Bürger fast täglich gelangen; der Bürgermeister, die Räthe und ihre Secretäre sind ihre Orakel, und dies ist gut, und soll auch so sein.

Als Zahlheim in die Niederlage Hannauer's trat, begrüßte ihn dieser wahrhaft ehrfurchtsvoll.

»Welche Ehre!« rief der Trödler. »Womit kann ich dienen, Herr Secretär?«

»Ich wünschte meine Wohnung, aus drei Zimmern bestehend, auf der »Elendbastei,« einzurichten. — Ich habe erfahren, daß Sie die sämmtlichen Möbel im Gartenpalaste des Grafen Althan, der auf seine Herrschaft übersiedelt ist, gekauft haben. Unter diesen Möbeln müßte sich viel Hübsches vorfinden.«

»Nicht blos Hübsches, Prachtvolles kann ich sagen, und vom Größten bis zum Kleinsten, jedes Stück aus Paris. Fürst Kaunitz besitzt nichts Schöneres.«

»Das ist mir lieb.«

»So wollen wir diese Sachen sogleich besehen,« versetzte Hannauer. »Ich besitze fünf große Magazine, ganz angepfropft mit auserlesenen Gegenständen. Wenn der Herr Secretär sich mit mir bemühen wollen, es wird die Mühe lohnen.«

Zahlheim folgte dem Trödler, und dieser producirte sein wirklich ausgezeichnetes Waarenlager.

Der Secretär erstaunte über die herrlichen Gegenstände, welche hier aufgespeichert waren. Bronze, Alabaster, Krystalle, Porzellane, niederländische Tapeten, Gobelins in fast neuem Zustande.

»Ich will nur noch einige tausend Ducaten gewinnen,« dachte Zahlheim, »dann ein größeres Quartier miethen und Alles kaufen, was ich hier sehe.«

Für drei Zimmer wählte Zahlheim nicht lange.

Er wählte sehr gut — allein der Preis?

Mit einiger Angst fragte er:

»Was kosten diese Sachen, die ich hier ausgesucht habe?«

»Für jeden Andern 1500 fl. — für Sie 1200 fl. Und 1200 fl. gebe ich wieder dafür, wenn Sie der Kauf binnen einem Monate reuen sollte.«

»1200 fl.,« sagte Zahlheim, »das ist viel Geld! Ich verhehle Ihnen nicht, lieber Hannauer, daß 1200 fl. für den Moment meine Casse zu sehr erschöpfen würden.«

»Wie viel können Sie denn entbehren?«

»Höchstens fünfzig Ducaten.«

»Das ist wenig! Aber sei es darum, Ihnen zu Liebe thue ich Alles; ich nehme die fünfzig Ducaten als Abschlagszahlung, bedinge mir jedoch einen Schuldschein auf die Zeit, welche Sie selbst bestimmen wollen; — vielleicht bezahlen Sie mir durch drei Jahre jedes Jahr einen gewissen Theil. — Um Ihnen gefällig zu sein, stelle ich mich damit zufrieden.«

»Sie sind ein Ehrenmann. Der Ruf sagt nicht zu

viel von Ihnen. Sie sind eine Ausnahme aller Wiener Trödler.«

»Nur insoferne eine Ausnahme, daß ich Leuten, welche ihre Habseligkeiten mir anbieten und sich in Bedrängnissen befinden, nichts abdrücke; von Menschen schamlos gewinnen zu wollen, die ohnehin in Noth sind, kann ich nicht über's Herz bringen; die Armen zu plündern, vermag nur ein Schuft. Ich kenne einen Trödler, der vier Häuser besitzt, sogar eine Equipage hält. — Die Weise, wie dieser Mann sich Geld macht, ist nicht die meinige. — Wenn ich ihn an Sonntagen so stolz über die Straße fahren sehe, denk' ich mir immer: Fahre nur zu! Aus dem Wege zur Hölle kannst Du doch nicht hinausfahren; der Satan sitzt schon längst neben Dir in der Calesche. — In dieser Beziehung bin ich eine Ausnahme von den gewöhnlichen Trödlern.«

»Ich achte Sie, Herr Hannauer; ich danke Ihnen auch herzlich für den Credit, den Sie mir anbieten; aber für so lange Zeit bedarf ich dessen nicht. Höchstens für einen Monat, vielleicht nur für acht Tage; ich bin jetzt in einer Lage, in welcher ich sicher schon in achtundvierzig Stunden die Schuld, die ich jetzt mache, an Sie bezahlen kann, daher genügt es, wenn ich Ihnen einen Schuldschein für vier Wochen ausstelle.«

Hannauer war hierüber sehr zufrieden, und das Geschäft wurde geschlossen.

Die angebotenen fünfzig Ducaten erlegte Zahlheim und für den übrigen Betrag stellte er einen Schuldschein aus.

Unter den ausgesuchten Gegenständen befanden sich die schönsten Niederländertapeten.

Hannauer ließ durch seine Leute die Wände von Zahl=

heim's Wohnung damit zieren, ordnete die Möbel, und mußte sich selbst gestehen, daß der reichste Cavalier kein vornehmeres Appartement hätte besitzen können.

Zahlheim schwamm in Wonne.

»Nun werde ich ein Souper geben!« sagte er, »und ein Spielchen, und die kleine, allerliebste Natalie muß mit Madame Lemnier daran Theil nehmen! Einige Herren, die reichsten und unbesonnensten Spieler, sollen geladen werden. Es soll bei mir flott zugehen! Und Ducaten soll es in meine Chatouille regnen! Ducaten in Abondance.«

Es wurde sehr bald bekannt, wie propre sich Zahlheim etablirt hatte.

Seine Freunde aus dem Gasthofe »zur goldenen Ente« in der Schulenstraße besuchten ihn alle; nur den Fleischhauer Legler invitirte er nicht.

Zahlheim vermochte den Groll, den er im Herzen hegte, nicht zu bekämpfen, obgleich er sehr geneigt war, den Fleischhauer im »Pharo« am meisten zu rupfen, da dieser der reichste unter seinen Freunden war.

Der Abend nahte heran, an welchem Madame Lemnier und die geliebte Natalie, dann noch einige Mädchen aus dem Bereiche dieser Madame, — Schwörnhort, sechs andere Cavaliere und andere reiche Herren geladen wurden. Das Souper mußte der bekannte Hoftraiteur Jahn ins Haus schicken und seine Leute dazu, welche serviren mußten.

Das Ganze war so hübsch arrangirt, daß die Cavaliere in laute Bewunderung ausbrachen.

Ein Chevalier Tessin, der ebenfalls geladen war, gerieth ganz besonders in Entzücken und behauptete: Zahlheim müsse ein Franzose von altem Adel sein. So chevaleresk

könne nur ein Marquis sich bewegen, der am Hofe Ludwigs XIV. gelebt.

Wie in jener Nacht im Hause Zahlheim's geschwelgt wurde, werden mir die Leser zu beschreiben erlassen. Vielleicht ging es noch toller zu als bei Madame Lemnier, nur fiel der Ball hinweg, weil die Wohnung hiezu zu klein war; aber dem Spiele wurde desto mehr gehuldigt, und als die ersten Sonnenstrahlen nach jener Nacht am Horizont erschienen, hatte Zahlheim wieder gewonnen; er hatte über sechshundert Ducaten gewonnen, und weit mehr waren ihm die Cavaliere auf Ehrenwort schuldig geblieben.

Die Cavaliere lachten zu ihrem Verluste, versprachen, ihm den Betrag ihrer Ehrenschuld zu senden, und die Gesellschaft trennte sich, mit der gegenseitigen Zusage, Revanche zu verlangen, und zwar im Hause der Madame Lemnier.

Nur Einer blieb zurück.

Der Chevalier Tessin.

Er war der Einzige, der nicht in einer Equipage vorfuhr. Er blieb, wie er sagte, um an den die schönste Fernsicht bietenden Fenstern in der Wohnung Zahlheim's den jungen Tag zu begrüßen.

»Sie haben entweder verteufelt viel Glück!« sagte Tessin zu Zahlheim, als dieser sein Gold in eine Schublade seines Schreibtisches legte und diese absperrte, »oder — Sie müssen es mir ja nicht übel nehmen, was ich hier unter vier Augen sage, oder Sie verstehen die Kunst, welche die Franzosen »corriger la fortune« nennen.«

»Was heißt das?« fragte Zahlheim.

Tessin lachte.

»Sie verstehen dies nicht,« fragte Tessin, »und sind

doch ein so gewandter Spieler? — Sie könnten in Paris und Spaa Bank halten, und würden den Anforderungen der eigensinnigsten Pointeurs genügen; — machen Sie mir doch nicht weiß, daß Sie jenen Ausdruck nicht verstehen.«

»Auf mein Ehrenwort! Ich verstehe ihn nicht.«

»Mein Herr,« fuhr der Franzose fort, »ich bin, unter uns gesagt, selbst einer der geschicktesten Kartenlenker. Ich habe nur das Unglück, daß man mich in keinem Spielzirkel Bank halten läßt. Man weiß, daß ich so zu manipuliren verstehe, daß ich immer gewinnen muß; daher drängt es mich, von Ihnen zu lernen; denn von der Geschicklichkeit, die Sie besitzen, habe ich keine Ahnung. — Seien Sie offen mit mir. Wenn wir beide uns verstehen, so gewinnen wir dem Großmogul seine Schätze ab.«

»Sie werden doch nicht wähnen, daß ich falsch spiele?«

»Falsch spielen! Was nennen Sie falsch spielen! Wenn ich die Kunst besitze, die Karten so zu mischen und zu legen, daß sie mir Glück bringen, ist das ein falsches Spiel? — Wenn Sie eine Partie Billard übernehmen und mehr Berechnung haben als Ihr Gegner, ein besseres Auge besitzen als er, die Ballen durch Ihre Geschicklichkeit dahin bringen, daß Ihr Spiel Ihnen Vortheil und dem Gegner Nachtheil gewährt, ist dies ein falsches Spiel?«

»Gewiß nicht! Und vermag man dies auch im Pharo?«

»Wie naiv Sie sind!«

»Auf meine Ehre und bei dem Glücke, das mich bisher begünstigte, ich habe keinen Begriff davon! — Ich meinte meiner Ruhe und Leidenschaftslosigkeit hätte ich meine Gewinnste zuzuschreiben. Sie werden mir doch zugestehen daß die jungen Herren, welchen ich bisher Geld abgewann, völlig

wie Wahnsinnige pointirten und Coups wagten, die schlechterdings versagen mußten.«

»Ja wohl, aber eben deswegen! das Haar auf dem Kopfe müssen diese Cavaliere verlieren und sollen es verlieren, denn wem die Haare so schnell wieder nachwachsen wie unsern Freunden, für diese ist es ein Vortheil, wenn ihr Haar immer wieder und stark beschnitten wird.«

»Lehren Sie mich Ihre Kunst, das Glück zu corrigiren.«

»Lehren Sie mich die Ihrige.«

»Ich besitze keine Kunst.«

»Lassen Sie mich Ihre Karten einmal in der Nähe und recht genau betrachten.«

»Hier sind sie!«

»Hol' mich der Teufel! Es sind ganz unschuldige Karten!«

»Mischen Sie.«

Zahlheim mischte.

»Coupiren Sie.«

Zahlheim coupirte.

»Geben Sie aus.«

Er that es.

»Fünfzig Ducaten auf den König.«

Tessin verlor.

»Ich biege ein Paroli!« sagte er.

Tessin verlor.

»Ein Six-le-va!«

Er verlor wieder.

»Ein Sept-le-va!«

Er verlor immer wieder.

»Zum Henker!« wüthete Tessin, »Sie haben Glück,

nichts als Glück! dummes, infames Glück! Glück wie ein Mensch, der die Nummern träumt, welche aus der Lotterie kommen! — Da nehmen Sie Ihre Ducaten; ich will nichts mehr von Ihnen wissen. Sie sind wahrscheinlich mit dem Teufel im Bunde. Gott möge Einem vor Ihnen bewahren!«

»Das bin ich nicht; indeß nehmen Sie Ihr Geld — nehmen Sie auch das, was ich heute Nacht von Ihnen gewonnen. — Wie viel beträgt es?«

»Fünfundsiebzig Ducaten!«

»Hier sind sie. Und nun lehren Sie mich die Kunst, immer zu gewinnen, für den Fall, als mir Frau Fortuna einmal den Rücken kehren sollte.«

»Wenn Sie mit mir gemeinschaftliche Sache machen —«

»Mit Vergnügen.«

»Die Hand darauf und Ihr Ehrenwort, dann die größte Verschwiegenheit.«

»Das versteht sich!«

Sie wurden einig und die Lection begann, aber sie wurde bald unterbrochen, denn Zahlheim's Mutter trat ein.

VII.

Der verlorne Sohn.

Bei dem Eintritte der Mutter erschrack Zahlheim heftig.

Er warf die Karten, mittelst welchen ihm Tessin eben »die Volte schlagen« lehrte, von sich und fragte äußerst verlegen:

»Mutter, Sie kommen zu mir? — Was bringt Sie hieher?«

»Ich muß doch wohl meinen Sohn besuchen und nachsehen, was er treibt und wie er sich befindet! — Ich störe doch wohl nicht?«

»Meine Mutter,« sagte Zahlheim zu Tessin und stellte sie ihm vor; »Ritter von Tessin,« sprach er zu seiner Mutter.

»Ein Ritter?« erwiederte die Mutter. »Das ist schön. Doch wohl ein Ritter der neuesten Gattung; denn daß die alten Ritter »Pharo« gespielt hätten, habe ich nie gehört.«

»Mutter,« flüsterte Zahlheim, »Sie werden doch nicht schon wieder zu moralisiren anfangen.«

»Nein, nein,« entgegnete die alte Frau, ohne sich zu geniren, »ich werde in Gegenwart dieses Herrn Ritters nichts sagen, was Dir unangenehm sein könnte. Ich will nur mittheilen, daß der Herr Bürgermeister schon zweimal nach Dir gesendet hat und anfragen ließ, ob Du krank seist. — Ich schwache Frau hatte nicht das Herz, zu erzählen,

daß Du von mir weggezogen, ich sagte: ja, Du seist unwohl und entschuldigte Dich; auch waren der Rabbiner Kohn und der Negoziant Bascheles bei mir; sie gaben vor, mit Dir sprechen zu müssen. Ich berichtete ihnen ebenfalls, daß Du unwohl seist, — was soll ich diesen Leuten aber sagen, wenn sie wieder kommen?«

»Ich werde sie besuchen.«

»Das wird nicht wohl angehen. Denn da ich dem Bürgermeister melden ließ, daß Du unwohl seist, so kannst Du Dich nicht viel auf der Straße zeigen, sonst wirst Du gesehen und compromittirst Dich und mich. — Ich werde die Juden hiehersenden, wenn sie wieder kommen.«

»Nein, nein, um Gottes willen nicht hieher! — Mein Haus besuchen nur Cavaliere; es würde aussehen, als ob ich Schulden contrahirte, und deshalb zu Hebräern meine Zuflucht nehmen müßte; nein, Mutter, lassen Sie die Juden, wo sie sind. — Ich soll diesen Zudringlichen noch ein paar Suppliken an den Kaiser verfassen, dies kann auch in der Wohnung des Rabbiners geschehen.«

»Schulden wirst Du freilich nicht haben,« meinte die Mutter und sah bedeutungsvoll im Zimmer umher. »Bei Dir muß es ja Gold regnen! — Da liegen Ducaten auf dem Boden, wie bei mir kaum Stecknadeln.«

Sie hob drei bis vier Ducaten auf und legte sie auf den Tisch.

»Die sind mir auf die Erde gefallen,« warf Tessin leicht hin, »als ich an den Herrn Sohn heute Nacht ein hübsches Sümmchen verlor. — Ihr Herr Sohn, verehrte Frau, wird ein Crösus werden. — Ein solches Glück habe ich noch nicht erlebt! — Er gewann heute Nacht einen

Berg von Ducaten, und über tausend Stück sind ihm noch seine Freunde schuldig geblieben.«

»Mein Gott! mein Gott!« seufzte die Alte. »Erzählen Sie mir hievon nichts, sonst bricht mir das Herz.«

»Ich dächte, es sollte Ihnen das Herz lachen,« versetzte Tessin. »Ihr Sohn wird ein Millionär und zwar auf ganz moralischem Wege; es ist nemlich Pflicht, die Thoren zu geißeln und die Sünder zu züchtigen, und wie kann man dies besser, als wenn man ihnen ihr Geld nimmt! Dies geschieht, und ich werde Ihrem Herrn Sohn in dieser Christenpflicht redlich beistehen.«

Frau von Zahlheim sah den Mann, der so gesprochen, bedeutungsvoll an und seufzte tief.

»Ich habe meinem Sohne zugesagt,« versetzte sie, »nichts zu sagen, was ihm unangenehm sein könnte, daher habe ich keine Bemerkung auf Ihre Behauptung, Herr Ritter. — Verzeihen Sie einer alten Frau, die noch Ansichten aus der früheren Zeit besitzt. — Zu etwas Anderem! — Franz, gestatte doch, daß ich deine schöne Wohnung beschauen dürfe, von welcher deine Freunde ein solches Geschrei erheben, als hättest Du die Zimmer eines Herzogs inne.«

Sie öffnete ein Nebenzimmer.

»Welche Pracht!« rief sie; »welche herrlichen Tapeten, welche wunderschönen Spiegel und welche kostbaren Bilder!«

»Es sind nur Copien nach berühmten italienischen Meistern,« entgegnete Franz; »ja, wenn ich so glücklich wäre, die Originale zu besitzen!«

»Die Copie des »verlornen Sohnes,« bemerkte Tessin,

»die Sie in Ihrem Schlafzimmer hängen haben, ist mir so lieb wie das Original.«

»Den »verlornen Sohn« besitzest Du?« fragte die Mutter. »Zeige mir ihn doch!«

Zahlheim führte seine Mutter in sein drittes Zimmer.

Der alten Frau traten Thränen in die Augen.

»Franz! Franz!« rief sie. »Noch gebe ich Dich nicht auf! — Du hast dieses Bild vor Augen! dieses Bild! Franz, umarme mich und laß mich hoenff!«

Sie weinte laut und preßte ihren Sohn an ihr Herz.

Tessin sagte:

»Recht rührend, aber langweilig.«

VIII.

Natalie.

»Ich werde gegen Abend wieder kommen,« sagte Tessin nach einer Pause. »Mutter und Sohn wollen sich, wie ich bemerke, ohne Zeugen sprechen.«

»Nein, nein!« rief Zahlheim, »bleiben Sie; wir sind bereits zu Ende mit unsern sentimentalen Angelegenheiten. — Daß dies Bild den »verlornen Sohn« vorstellt, bemerkte ich nicht. — Hannauer hat es wahrscheinlich mit einem andern, das ich wählte, verwechselt. Ich muß gestehen, daß ich meine Bilder noch kaum recht ins Auge faßte. Die Venus allein betrachtete ich mit besonderer Aufmerksamkeit; da nun der »verlorne Sohn« meiner Mutter Thränen erpreßt, so will ich ihn gegen ein anderes Bild vertauschen.«

»Dann gibst Du mir den Todesstoß, Franz!« rief die

Mutter. »Wenn Du noch einen Funken Liebe für mich im Herzen nährst, so behalte dies Bild.«

Sie umklammerte ihren Sohn noch inniger.

»Franz, behalte dies Bild,« sagte sie; »ich beschwöre Dich, und betrachte es, als sei es ein Stück aus deinem eigenen Leben.«

»Madame Nouseul auf dem Burgtheater,« rief Tessin, »vermöchte diese Scene auch nicht rührender zu spielen. Ich könnte weinen, wenn ich nicht zu Tische müßte. — Adieu, Zahlheim! — Um sechs Uhr komm ich wieder. — Adieu!«

Er ging und lachte.

Frau Zahlheim war so bewegt, das sie auf ein Sopha sank.

Zahlheim gerieth außer sich.

»Mutter,« sagte er, »ich verbitte mir nun ein für alle Mal, diese abgeschmackten Geschichten bei mir aufzuführen; Sie behandeln mich, als ob ich noch im Knabenkleide vor Ihnen stünde; Sie machen mich zum Gespötte der ganzen Stadt; — dieser Tessin läuft geradezu ins Speisehaus »zum Greifen« in der Kärntnerstraße und reißt Witze über Sie und mich. — Begreifen Sie denn nicht, daß Sie meine Carriere geradezu unterminiren? — Sie haben ja Ansichten wie Ferdinand II. — Der meinte auch, nur durch Arbeiten und Beten könne man glücklich werden, und jagte seinen Leibarzt fort, weil er eine Spielgesellschaft in seinem Hause duldete. — Werden Sie doch einmal vernünftig! Was kann Sie es denn geniren, wenn ich reich werde? — Es kann Sie wohl betrüben, wenn ich verarmen sollte, aber mein Wohlstand, mein Glück kann Ihnen nie Kummer machen.«

Es wurde gepocht.

»Herein!« rief Zahlheim.

Ein herrschaftlicher Jäger trat ein.

»Mein Herr, der Baron Santoni, läßt Herrn von Zahlheim seine Hochachtung melden und übersendet hier die zweihundert Ducaten, welche er heute Nacht schuldig geworden. Er bittet um eine Empfangsbestätigung.«

Während Zahlheim die Ducaten in Empfang nahm und die Bescheinigung darüber schrieb, pochte wieder Jemand.

Es war der Kammerdiener des Grafen Schwörnhort; dieser überbrachte dreihundert Ducaten als Spielschuld in derselben Weise, und erbat sich ebenfalls eine Bestätigung des Empfanges, und so ging es fort, bis Zahlheim mehr als tausend Ducaten auf seinem Tische liegen hatte.

Die Diener der Cavaliere hatten sich entfernt.

»Nun, Mutter, bezweifeln Sie noch, daß Ihr Sohn dem Glücke im Schooße sitzt?«

»Fortuna,« seufzte die alte Frau, »steht auf einer Kugel, sie schwankt unaufhörlich und wird Dich unversehens von sich schleudern.«

»Unmöglich!« betheuerte Zahlheim. »Ich werde ihr Beständigkeit abtrotzen. Ich werde sie zwingen, auf einem festen Boden zu stehen: il faut corriger la fortune!«

Abermals wurde an der Thür gepocht.

»Es wird doch nicht noch mehr Geld kommen?« lachte Zahlheim. »Mein Himmel, ich habe ja ohnehin keinen Raum mehr, es unterzubringen.«

»Herein!« rief Zahlheim.

Es kam Niemand.

Zahlheim's Mutter ging nach der Thüre, um nachzusehen.

»Eine schöne Dame ist da,« sagte sie zu ihrem Sohne.

»Mein Fräulein,« sprach sie aus der Thüre, »treten Sie gefälligst ein.«

»Herr von Zahlheim ist nicht allein,« sagte eine sanfte Stimme.

»Es ist Niemand bei ihm, als ich, seine Mutter.«

»Seine Mutter!« rief die Dame. »Vor seiner Mutter scheue ich mich nicht.«

Die Dame trat ein.

»Himmel! Natalie!« rief Zahlheim, »Sie sind es?«

Er ging ihr entgegen.

»Wie kommen Sie hieher?« fragte Zahlheim, »Sie sind ja ganz erschöpft. Ruhen Sie doch aus.«

Er nöthigte Natalie auf einem Sopha Platz zu nehmen.

»Ist Ihnen etwas Unangenehmes zugestoßen?« fragte Zahlheim mit inniger Theilnahme.

»Mir nicht,« erwiederte das Mädchen, »aber Ihnen könnte Schlimmes begegnen. Ich war Zeuge einer förmlichen Verschwörung gegen Sie. Heute bei Frau von Lemnier, als die Cavaliere kamen, das Frühstück bei ihr einzunehmen, sprach man höchst nachtheilig von Ihnen; ich mag es gar nicht wiederholen.«

»Von mir? Nachtheilig? Ich war doch so gastfreundlich gegen die Herren.«

»Das ist's ja eben! — Diese Gastfreundschaft,« meinte einer der Cavaliere, »wäre nur ein Vorwand gewesen, sie an den Spieltisch zu ziehen — und — und — nein, nie soll die gemeine Beschuldigung, welche ausgesprochen wurde, über meine Lippen kommen.«

Frau von Zahlheim sah ihren Sohn bedeutungsvoll an.

»Man wird doch mein Glück nicht verdächtigen?«

»Ja, ja, dies geschieht. Und Madame Lemnier, welche

sich sehr beeinträchtigt glaubt, weil bei Ihnen gespielt wurde, weil ihr dadurch das hohe Kartengeld, das sie anrechnet, und das Souper, das ihr das Dreifache einträgt, entgeht, sprach am erbittertsten gegen Sie. Madame Lemnier behauptet geradezu, Sie spielten mit markirten Karten.«

»Mein Gott, ich habe mit den Karten dieser Frau und in ihrem Hause eben so gewonnen.«

»Dasselbe warf ihr Graf Schwörnhort ein, allein Frau Lemnier behauptete unverhohlen: Sie verstünden die Volta zu schlagen, und da Chevalier Tessin heute Morgens bei Ihnen zurückblieb, da schwieg selbst Graf Schwörnhort, als einige der Herren Cavaliere bemerkten, Sie steckten mit diesem falschen Spieler unter einer Decke. Tessin, behaupten die Herren, habe nur zum Scheine gegen Sie verloren. Als er bei Ihnen zurückblieb, hätten Sie ihm das Geld, das Sie ihm abgenommen, nicht nur zurückgegeben, sondern auch noch die siebzehnhundert gewonnenen Ducaten von den übrigen Pointeurs mit dem »Gauner,« wie sie Tessin nannten, getheilt.«

»Franz! Franz!« sagte die Mutter, »was muß ich hören Franz, sollten meine bösen Ahnungen doch keine Trugschlüsse sein?«

»Ich schwöre Ihnen, Mutter, bei der Liebe, die Sie mir immer bewiesen, bei der Asche meines Vaters, die mir heilig ist, ich schwöre Ihnen, daß ich mich keines Vortheils im Spiele über die Herren, die an mich verloren, bediente. Ist denn der Fall neu, daß ein Mensch ein auffallendes Glück habe? Ich selbst kannte einen Schauspieler, Czechtitzki hieß er, der in Preßburg in einer Nacht fünfmal die Spielbank sprengte. Es war ebenfalls im Pharo. Es fiel Niemand ein, ihn eines Betruges zu zeihen, und noch spielt

er mit gleichem Glücke in Warschau. Warum spricht man von diesem Manne nichts Ehrenbeleidigendes, sondern nur von mir? — Sind die Cavaliere, die ihr Geld an mich verloren, so pauvre, daß sie ergrimmt über den Verlust zu solchen infamirenden Beschuldigungen ihre Zuflucht nehmen müssen? — Pfui, gemeiner können nicht Spieler in den Branntweinschenken sprechen! — Ueberdies forderten die Herren auch diesen Morgen Revanche von mir. Ich bin bereit sie zu geben. — Die Herren sollen ihre eigenen Karten mitbringen und auf jeden meiner Finger ein Wachslicht kleben, damit sie ja genau sehen, daß ich keine Karte ins Spiel zaubere, die nicht darin ist, und keine verschwinden lasse, auf welche sie zählen.«

»Das wollen sie auch,« versetzte Natalie, »und heute Nacht soll dies geschehen. — Sie werden eine Einladung erhalten, bei Madame Lemnier zu erscheinen. Man wird Ihnen auftragen, zweitausend Ducaten in die Bank zu legen. — Es werden einige Herren geladen, welche zu täuschen unmöglich ist, und wenn man Ihnen auf irgend eine Uebervortheilung im Spiele kommt, so sollen Sie mit Schimpf und Schande aus dem Saale gejagt und als falscher Spieler dem Bürgermeister und dem ganzen Stadtrathe angezeigt werden.«

»Großer Gott!« stöhnte Frau von Zahlheim, »mein Sohn e h r l o s! Ich sterbe bei diesem Gedanken!«

»Beruhigen Sie sich, Mutter, die Elenden sollen herankommen, und jeden Finger controliren, jedes Kartenblatt visitiren. Je strenger man mich beobachten wird, desto angenehmer wird es mir sein. Verliere ich, so sei es; — wie gewonnen so zerronnen, werde ich mir zurufen; gewinne ich aber, so mögen die Herren ja nicht wähnen, daß ich den

Großmüthigen vorstellen und meinen Gewinn nicht salviren werde, nein, ich werde ihn triumphirend einstreichen, aber noch eine fernere Revanche sollen sie nicht erhalten; — mit diesen abscheulichen Menschen werde ich nie mehr spielen und das Haus der Madame Lemnier, so lange ich lebe, nicht mehr betreten.«

»Nicht mehr?« rief Natalie freudig aus. »Sie werden das Haus der Madame Lemnier nicht mehr betreten? — Diesen Gedanken hat Ihnen Gott eingegeben. — Auch ich werde keinen Schritt mehr in die Wohnung jenes verworfenen Weibes zurückmachen. — Ich entfloh ihr, um sie nie mehr zu sehen.«

»Sie, Natalie? Der Liebling der Madame, die Perle ihrer Gesellschaft.«

»Eine Perle? Gewesen! — Ja, rein und edel war ich wie eine Perle, ehe ich diese schändliche Seelenverkäuferin kennen lernte. Auch ich wurde an sie verhandelt, meine eigene Pflegemutter verhandelte mich an jenes Weib, das die Hölle ausgespieen hat. — Ich trete nun zurück in die Reihe der Ehrbaren, und sollte ich mein Brot durch die beschwerlichsten Arbeiten verdienen müssen. Dem Schlaraffenleben in jenem Pfuhl des Lasters und der Schande entsage ich. Gott wird mir verzeihen; die Menschen werden mir verzeihen, denn den reuigen Sündern steht der Himmel offen.«

»Natalie,« rief Zahlheim aus, »wollen Sie von mir eine Unterstützung annehmen, damit Sie Ihren Entschluß ausführen, um, bis Sie etwas aufgefunden haben, das Sie redlich nährt, sich vor jedem Rückfall sichern zu können?«

»Ich erbitte mir nur so viel von Ihrer Huld, als nöthig ist, um die Kleider, die ich trage, diese Spitzen, diese Seidenstoffe, diesen Flitter, diesen Tand der erbärmlichen

Frau, die mich damit gleich einem Schlachtopfer behangen hat, zurückzusenden, und mir einfache Kleider anzuschaffen. Strecken Sie mir einige Gulden vor, um mir ein ärmliches Corsett, einen Rock, wie ihn die Büßerinnen zu tragen pflegen, zu kaufen, und mich in einer entfernten Vorstadt bei armen aber ehrlichen Leuten einmiethen zu können. — Ich will, wie die Gefangenen im St. Antons-Kloster, Wolle spinnen und beten, nur in das Haus des Abscheus will ich nicht mehr gerathen.«

»Mutter,« rief Zahlheim, »hier könnten Sie ein gutes Werk üben. — Nehmen Sie Natalie in Ihren Schutz; ich werde die Kosten bestreiten. Mutter, Sie sind eine tugendhafte Frau, Sie haben Milde und Barmherzigkeit nicht nur auf den Lippen, Sie haben Milde und Barmherzigkeit in Ihrer Seele. — Mutter, wenn Ihr Sohn durch diese reuige Sünderin zum Guten erweckt, ebenfalls auf einen andern Pfad geleitet werden soll, so haben Sie Mitleid mit dieser Armen, und nehmen Sie sie zu sich, ich flehe Sie darum an.«

»Komm', meine Tochter,« sagte Frau von Zahlheim, »komm' zu mir; gemeine Arbeit sollst Du nicht verrichten dürfen; ich habe bisher meinem Sohne den Tisch gedeckt und seine Stube zurecht gemacht, Du sollst an seiner Stelle mein vielgeliebtes Kind sein, und gelingt es uns beiden, bei Gott zu erbitten, daß mein Sohn wieder werde, wie er einst gewesen, dann soll der Himmel Dir seine Besserung anrechnen, und Dir, nicht mir, vergelten, daß der Versucher seine Beute verloren. Jetzt, Franz, gehe in dein Schlafzimmer und betrachte das Bild vom verlorenen Sohne. Jetzt wird dies Bild den gehörigen Eindruck machen.«

Sie wollte Natalie mit sich nehmen.

Zahlheim nahm eine Rolle Ducaten von seinem Tische und reichte sie seiner Mutter.

»Dies,« sagte er, »liebe Mutter, nehmen Sie als Vorschuß für den neuen Hausstand.«

»Mit diesem Sündengelde, mit dem Spielermammon verschone mich,« antwortete die Mutter und wies das Geld mit Abscheu zurück. »Von deiner Besoldung gib mir eine Kleinigkeit; an dem Betrage, den Dir dein Amt ausbezahlt, hängt kein Fluch. In einigen Tagen beziehst Du deinen Gehalt; was ich indeß für Natalien auslege, nehme ich von der christlich erworbenen Pension, die ich deinem Vater verdanke, daran knüpft sich Segen, an die Schätze des Pharo: nie!«

Die Mutter führte Natalie fort.

Zahlheim sah ihr mit Wehmuth nach.

Er war sichtbar ergriffen.

Es war ihm als ob ihm eine innere Stimme zurufe:

»Bis hieher und weiter nicht! Kehre um! Verlasse die Bahn, welche Dich zum Verderben führt. — Noch hast Du nichts Böses gethan, und schon wirft Dich die Welt zu den Schlechten! Kehre um, Franz, gedenke der Liebe deiner Mutter und ihrer tugendreichen Lehren!«

IX.

Natalie.

(Fortsetzung.)

Es erschien wieder ein Besuch.

Sebastian, der Fleischhauer, stand vor Zahlheim.

»Auf die Gefahr hin,« redete ihn der Dandy aus der Weißgärbervorstadt an, »daß Du mir die Thür weisest, komme ich zu Dir und bitte Dich um Verzeihung, wenn ich Dich beleidigt habe. — Strafe mich nicht so hart, Franz, schließe mich nicht aus dem Kreise deiner Freunde; im Ganzen bin ich doch ein guter Kerl und was ich vielleicht in Unüberlegtheit gesprochen, sagte ich nur aus Theilnahme für Dich.«

»Du bist ein altes Weib,« grollte Zahlheim. »Nur dem Umstande dankst Du es, daß ich so eben Erfahrungen machte, die mich wieder zu meinen früheren Freunden zurückführen. — Beim Himmel, Legler, Du bist um eine Million besser, zusammt deiner Schwatzsucht, als alle die vornehmen Bösewichte, die ich kennen gelernt und die die Ehre eines Menschen wie Straßenpflaster mit Füßen treten. — Gib mir die Hand, Legler, wir wollen wieder Freunde sein, sage es auch Allen im Gasthofe »zur Ente,« ich gehöre wieder ihnen und will täglich bei ihnen sein! — Du aber, Sebastian, verlange Dir nicht in das Haus der Madame Lemnier eingeführt zu werden, und wenn Du den Eintritt mit acht Groschen erkaufen könntest!«

*

»Was ist es denn mit dem Mädel?« fragte Legler, »das ich so eben mit deiner Mutter begegnet habe?«

»Mit Natalie?«

»Ja, wie sie heißt, weiß ich nicht — der Teufel merk' sich die »geschwollenen« Namen, von welchen keiner im Kalender steht. Die Mama in jenem Hause ist eine wahre Wiedertäuferin; ein jedes weibliche Geschöpf kriegt von ihr einen andern Namen! — Neulich hat sie die »Sandel« vom Haarpudermacher aus der Wollzeile engagirt, diese Mamsell heißt jetzt Melusine — auf Sandel hört sie gar nicht mehr.«

»Es ist gleichgiltig, wie Madame Lemnier ihre Serail-dirnen benennt,« versetzte Zahlheim, »Natalie gehört nicht mehr dazu.«

»O Du Schlankel! Die hast Du ihr abwendig gemacht! — Gerade die schönste und nobelste! Recht hast Du, — wenn sie Dir einmal nicht mehr gefällt, nimm ich sie, ich habe schon lang eine Passion auf sie!«

»Auf die rechne nie. Sie kehrt zur Tugend zurück.«

»Hörst Du denn nicht auf!«

»Gemeiner Mensch! Wenn Du an den guten Vorsätzen dieses Mädchens zweifeln kannst, so bleibt es zwischen uns so, wie es vor deinem heutigen Besuche war und Du magst mich verlassen.«

»Aber Franz, so sei doch gescheid! — Du wirst doch wegen einer Person, die —«

»Schweig, und verlasse mich, ich bitte Dich!«

»Ich will nichts weiter sagen. Du scheinst von ihr ganz gefesselt zu sein! Macht nichts, Du wirst schon anders denken!«

»Nie.«

»Wenn sie Dir Hörner aufsetzt, so groß wie von einem Vierzehnender.«

»Das wird sie nie!«

»Wenn ich Dich nicht so lieb hätte, würde ich Dir hierzu verhelfen.«

Zahlheim lachte überlaut.

»Lache nur! Hätte ich die Erlaubniß, der Nali oder wie sie heißt, ein wenig die Cour schneiden zu dürfen — ich wollte ihr schon etwas sagen —«

»Du? Was wolltest Du ihr sagen? Was kannst Du einem gebildeten Frauenzimmer sagen, daß sie Dich nur anhört?«

»Mit solchen Frauenzimmern hat man gar nichts zu sprechen, als mit der Brieftasche oder dem Geldbeutel zu parliren.«

»Versuch's, Erbärmlicher! Sie weist Dir die Thür.«

»Ich versuch's, aber Du darfst mir nicht grollen, wenn sie mir Gehör gibt!«

»Du mußt mir aber Beweise geben, daß Du reussirtest.«

»Nichts Leichteres! In vierzehn Tagen höchstens wird sie mit mir auf einem Mehlgrubenball erscheinen.«

»Einhundert Ducaten, sie spricht nicht einmal mit Dir!«

»Zweihundert Ducaten setze ich dagegen; sie tanzt eine ganze Nacht auf der »Mehlgrube« mit mir, gerade auf der »Mehlgrube«, auf dem verrufenen Saal tanzt sie mit mir. Vergiß nicht, Zahlheim, daß ich das Geld nie anschaue, wenn es gilt, ein Frauenzimmer, das mir gefällt, zu gewinnen. — Nur bedinge ich mir, daß Du sie nicht ausdrücklich vor mir warnst.«

»Das habe ich nicht nöthig!«

»Gib mir dein Ehrenwort, daß Du sie nicht vor mir warnst.«

»Mein Ehrenwort!«

»So will ich so schnell als möglich ans Werk schreiten. Wo wohnt sie?«

»Bei meiner Mutter!«

»Fatal!«

»Findest Du das?«

»Es hindert mich dies durchaus nicht! — Lebe wohl, Franz, in vierzehn Tagen heißt deine neue Wohnung »beim Hirschen«!

Zahlheim lachte.

»Was so ein gemeiner Kerl sich einbildet, wenn sein Vater Geld hat!« sagte er.

Tessin trat ein.

»Endlich sind Sie allein!« rief Tessin aus. »Ich komme früher, als ich versprochen. Es hat sich etwas ereignet, das Sie wissen müssen. Die Meinung, daß Sie falsch spielen, entstand nicht allein in mir, sondern auch im Salon der Madame Lemnier herrscht sie einstimmig.«

»Ich habe davon gehört.«

»Man wird Sie heute dahin invitiren; mich hat man ausgeschlossen, man glaubt, Sie wären mein Compère.«

»Sie gaben hierzu Veranlassung, Sie blieben heute Morgens allein bei mir zurück.«

»Was folgt daraus?«

»Dies weckte Verdacht —«

»Nicht dies, sondern Ihr nie erlebtes, unerhörtes Glück! — Welche Karte auch immer besetzt wurde, bis

zum Douze-le-va, — Sie und nur immer Sie gewannen alle!«

»Zufall!«

»Ich will es glauben.«

»Wenn Sie, Herr Chevalier, zu mir gekommen sind, Ihre Lectionen im Voltaschlagen fortzusetzen, so danke ich Ihnen; ich nehme im »falschen Spiele« keine Lectionen mehr.«

»Und machen auch nicht mit mir Compagnie?«

»Im Glücke bedarf ich keines Compagnons; im Unglücke werden Sie sich dafür bedanken.«

»Wie es Ihnen beliebt!«

»Da jede Minute die Einladung zu Madame Lemnier erfolgen und ich nicht wissen kann, wer diese Einladung mir überbringt, so würde es mich sehr unangenehm berühren, wenn man Sie, Herr Chevalier, bei mir fände.«

»Das heißt wohl, ich möchte mich so schnell als möglich davon machen? — Auch gut! Nur finde ich, daß Sie sich nicht sehr delicat gegen mich benehmen —«

»Entschuldigen Sie, nur die Angst, daß man Sie bei mir treffen könne, preßt mir die Worte heraus, die Sie verletzen.«

»Hat nichts zu sagen! — Der Meister muß seinem Schüler Nachsicht schenken.«

»Seinem Schüler?«

»Nun ja, mein Schüler bleiben Sie doch immer, wenn gleich die Lectionen unterbrochen wurden, und ein recht wackerer Schüler. Das Voltaschlagen begriffen Sie sehr gut. Nur noch einige Uebung und Sie können es wie ich.«

»Mein Herr Chevalier, ich begreife Sie nicht —«

»Sie werden doch nicht läugnen, daß ich Sie unterrichtete.«

»Sie begannen den Unterricht; meine Mutter unterbrach die Lection —«

»Ganz richtig! Sie unterbrach die Lection, aber wann sie dieselbe unterbrach? Ich behaupte erst dann, als Sie schon die Kunstgriffe sich angeeignet.«

»Sie behaupten dies? Gegen wen wollen Sie dies behaupten?«

»Gegen Sie und alle Welt, wenn es nöthig sein sollte!«

»Das klingt ja sehr feindlich.«

»Feindlich gegen den Feind!«

»Ich bin nicht Ihr Feind.«

»Wer nicht für mich ist, ist gegen mich.«

»Ich bin nicht gegen Sie.«

»Doch! Warum sagen Sie sich von mir los?«

»Ich habe es schon gesagt, ich will nicht die Volta schlagen lernen, ich will nicht falsch spielen.«

»Und nahmen doch Lection von mir! — Und honorirten mich dafür? Basta! Nichts weiter! Entweder Sie bleiben mein Schüler und theilen dann mit mir, ob Sie nun in meiner Gesellschaft oder ohne mich spielen, — oder ich wisple der Frau von Lemnier ins Ohr, daß ich Sie im Spiele unterrichtet, dann sehen Sie zu, was Ihnen begegnen wird.«

»Sie sind entsetzlich. Ich sehe es jetzt deutlich, wenn man sich von dem Teufel auch nur an einem Ohre fassen läßt, so gehört man ihm an auf ewig! — Mein Herr, ich werde gar nicht mehr spielen.«

»Heute gewiß!«

»Und was ich heute gewinnen sollte, soll ich ebenfalls mit Ihnen theilen?«

»Unbestritten!«

»Und wenn ich verliere?«

»Sie werden nicht verlieren.«

»Wenn ich verliere!« rief Zahlheim etwas ungestüm.

»Sie haben Geld genug gewonnen, mehr als dies können Sie nicht verlieren.«

»Mein Himmel! Ein Wagen hält an meinem Hause.«

Zahlheim eilte ans Fenster.

»Graf Schwörnhert steigt aus. Er darf Sie nicht bei mir sehen. Ueber die Treppe können Sie nicht mehr; er würde Sie begegnen. Treten Sie in mein Schlafzimmer. Ich schließe Sie ein.«

»Nicht eher bis Sie mir Ihr Ehrenwort gegeben, auch den Gewinn des nächsten Spieles mit mir zu theilen.«

»Ja, ja! ich theile mit Ihnen, Sie Schrecklicher! Entfernen Sie sich nur!«

»Und jeden Gewinn bei jedem Spiele, an dem Sie sich betheiligen.«

»Auch dies! Mein Gott! gehen Sie doch, der Graf ist schon auf der Treppe!«

»Sie mögen in Wien oder außer Wien spielen!«

»Ja, ja! Quälen Sie mich nicht gar so sehr! Verschwinden Sie endlich! — Der Graf ist schon an der Thür.«

Zahlheim schob den Chevalier in wahrer Verzweiflung in sein Schlafzimmer, versperrte dann die Thür und steckte den Schlüssel zu sich.

Graf Schwörnhert trat ein.

»Meiner betrübten Miene müssen Sie es ansehen,« sagte der Graf, »welcher Kummer mich quält um Ihretwegen!«

»Um meinetwegen?«

»Gewiß! Sie besitzen eine unbarmherzige Feindin an Madame Lemnier. Wodurch Sie sie so sehr gegen Sie aufgestachelt haben, weiß ich nicht; sie hat aber auch alle die Herren, welche ihr Haus besuchen, mit Ausnahme meiner Person, gegen Sie gereizt.«

»Beschuldigt sie mich einer Gemeinheit?«

»Hierauf habe ich keine Antwort. — Mögen Sie aus dem, was ich Ihnen mittheilen werde, entnehmen, um was es sich handelt. Vor Allem eine Frage: Besitzen Sie das Gold noch, das Sie an zwei Spielabenden gewonnen?«

»Allerdings.«

»Sollten Sie es nicht vollständig haben, so entdecken Sie mir, was daran fehlt, — ich werde es ergänzen.«

»Ich habe Geld genug, um Revanche zu geben.«

»Beträgt Ihr Fond zweitausend Ducaten?«

»Mehr!«

»Raffen Sie Alles zusammen, rangiren Sie damit für heute eine großartige Pharobank. Spielen Sie damit so generös als möglich! Wenn Sie Alles verlieren, so liegt nichts daran, Ihre Ehre wird gewonnen!«

»Ich verstehe. — Gut, Herr Graf, ich werde so spielen, wie Sie es nur immer wünschen mögen. — Wenn ich aber dennoch gewinne?«

»Man wird es Ihnen schwer machen.«

»Dann müßte man falsch mit mir spielen. — Auch Pointeurs können betrügen!«

»Wie kommen Sie zu dieser Bemerkung?«

»Ganz einfach! Aus dem, was der Herr Graf mir mit halben Worten sagen und errathen lassen, scheint man zu glauben, daß ich meine Spielgewinnste einem Betruge zu danken habe; — ich bezahle mit gleicher Münze. Sollte ich verlieren, so werde ich zu verstehen geben, daß man mich betrogen habe.«

»Mein Herr —«

»Herr Graf —«

»Sie bedienen sich beleidigender Ausdrücke —«

»Keineswegs. Ich bin der Beleidigte, doch rechten wir nicht darüber. — Ich werde Bank halten; man wird mich scharf beobachten, ich werde die Spieler ebenfalls scharf beobachten. — Am Ende wird es sich ja zeigen! — Mir kann nichts Unerwartetes geschehen. — Es handelt sich um die Kleinigkeit, daß ich zweitausend Ducaten verlieren soll; das ist gerade das, was ich gewonnen. Sollte mir aber das Glück gewogen sein, so kann ich viertausend Ducaten und mehr davon tragen! — Ich bin bereit, den Handel einzugehen!«

Jetzt ereignete sich eine Scene, welche Zahlheim weit mehr in die Enge trieb als alle früheren.

Madame Lemnier trat wie eine Furie in sein Zimmer. Sie suchte die ihr entflohene Mademoiselle Natalie.

»Wo haben Sie sie versteckt, Sie Nichtswürdiger?« schrie sie.

»Madame, mehr Höflichkeit in meinem Hause, wenn ich bitten darf!« herrschte ihr Zahlheim entgegen. »Wen suchen Sie?«

»Wen ich suche? Thun Sie nicht so unbefangen! Ich suche die Undankbare, welche Sie verblendet, verführt, verleitet haben, daß sie mich verlassen. Ich weiß Alles! Als

Natalie nicht am Mittagstische erschien, examinirte ich ihre Gespielinnen —«

»Gespielinnen!« lachte Zahlheim.

»Ja, Gespielinnen oder Freundinnen — nennen Sie diese Mädchen, wie Sie wollen! — Und diese Gespielinnen entdecken mir, daß Natalie einen unbeschreiblichen Abscheu gegen einen Bojaren, den ich ihr empfohlen, und eine eben so unbeschreibliche Liebe zu Ihnen geäußert habe. Sie hat mich verlassen, um mit Ihnen, ganz allein mit Ihnen und für Sie zu leben.«

»Sehr schmeichelhaft!«

»Ich finde es niederträchtig! Sie, Herr, müssen nun wissen, daß dieses Mädchen, wie eine Negersclavin, mein Eigenthum geworden, daß ich Natalie von ihrem Pflegevater förmlich gekauft habe; Sie müssen wissen, daß Nataliens Pflegevater verloren gewesen, wenn ich ihn nicht gerettet hätte. Ihr Vater war Lotterieschreiber, griff zu tief in die Geldcasse, entwendete sechshundert Gulden, wäre dem Criminalgerichte übergeben worden, wenn ich nicht diese sechshundert Gulden gegen die Bedingung ihm überlassen, daß sein Pflegekind mein Eigenthum bleibe und ich mit demselben machen könne, was mir beliebt.«

»Schändlich!«

»Was schändlich! Mich kostet das nichtswürdige Wesen mein theures Geld und ich muß Natalie wieder haben und sollte ich Ihr Quartier stürmen.«

»Das ist ja eine infame Geschichte, Madame,« bemerkte der Graf; »davon wußte ich kein Wort! — Ihr Seelenkauf ist gegen die Gesetze; Sie werden sich schwere Verantwortung zuziehen, wenn dieser schamlose Menschenhandel zur Kenntniß der Behörden gelangt.«

»Mischen Sie sich nicht in meine Angelegenheiten,« fuhr Madame Lemnier auf, »und spielen Sie nicht etwa gar den Gewissenhaften! — Nicht wahr, Sie kaufen keine Menschen? — Soll ich sprechen? — Kauften Sie etwa nicht Frau von — —«

»Schweigen Sie!« entgegnete der Graf.

»Schweigen auch Sie und machen Sie mich nicht wüthend durch Ihre Einwürfe, ich vereitle Ihnen sonst ein Rendezvous, das Ihnen gewiß höchst unangenehm sein wird. — Und jetzt, Herr von Zahlheim,« wendete sich Madame Lemnier an diesen, »machen Sie ein Ende! Geben Sie mir Natalie heraus oder ich sende Ihnen den Bojaren hierher, der Ihnen einen Flügel vom Leibe haut. — Herr von Zahlheim, spaßen Sie mit dem Bojaren nicht. — Ein solcher furchtbarer, rabiater Mensch ist noch nicht geboren worden. In Bukarest hatte er vor einem Jahre eine Liebschaft mit einer Apothekerin. Der Mann wurde eifersüchtig, er trat zwischen die Liebenden — ein Pistolenschuß genügte, den Apotheker aus der Welt zu schaffen. Wollen Sie auch eine solche Pille verschlucken wie der Apotheker?«

»In meinem Hause ist Natalie nicht!«

»Nicht? Das wollen wir doch gleich sehen.«

Madame Lemnier riß ungestüm die Thür des Nebenzimmers auf.

»Da ist sie nicht,« schrie sie. »Aber da drin, in Ihrem Schlafzimmer steckt sie.«

»Madame, was unterstehen Sie sich!«

»Ei was! Ich bin eine Hyäne, der man ihr Junges geraubt hat!«

Sie stürzte auf die Thür des Schlafzimmers los und wollte hastig hinein.

Sie fand die Thür verschlossen.

»Da drin ist sie,« tobte sie. »Her mit dem Schlüssel!«

Madame Lemnier wüthete an der Thür.

»Heraus, Mamsell, oder ich schlage die Thür ein! Ich alarmire die ganze Elendbastei. Vom nahen Stockhaus muß die Wachmannschaft ausrücken. Den Schlüssel! den Schlüssel! den Schlüssel! sage ich, oder haben Sie sich selbst eingeschlossen, Mamsell, so öffnen Sie oder ich zertrümmere die Thür, die Fenster, die Spiegel.«

Sie trommelte an der Thür wie eine Wahnsinnige.

»Geben Sie den Schlüssel,« bat der Graf. »Vermeiden Sie den Spectakel, Zahlheim; das Weib ist wüthend, und in ihrer Tollheit compromittirt sie uns Beide. Bedenken Sie, daß Sie öffentlicher Beamter sind, und ich Gesandtschaftsattaché. Wir Beide dürfen in keine scandalöse Geschichte verwickelt werden!«

»Ich kann nicht öffnen,« erwiederte Zahlheim. »Daß Natalie hier nicht verborgen ist, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort.«

»Madame,« setzte Zahlheim bei, »nehmen Sie Raison an. Enden Sie das Aufsehen, das Sie angerichtet. Werfen Sie einen Blick aus dem Fenster! Hunderte von Menschen stehen vor dem Hause und weisen mit den Fingern nach meiner Wohnung.«

»Um des Himmels willen!« schrie Zahlheim plötzlich auf, »Seine Majestät der Kaiser macht seinen gewöhnlichen Spazirgang über die Bastei! Er erkundigt sich nach dem Auflaufe. Er sendet seinen Kammerherrn ins Haus — mein Gott! mein Gott!«

»Der Kaiser!« schrie das Weib. »Jesus, Maria und Joseph! Das wäre entsetzlich!«

Madame Lemnier entfloh.

Der Attaché folgte ihr in wilder Hast.

Zahlheim schloß das Zimmer rasch auf.

»Heraus da! Herr Chevalier,« sagte Zahlheim. »Flüchten Sie sich auf meinen Hausboden! Hier haben Sie den Schlüssel! Im schlimmsten Falle verbergen Sie sich in eine der Kisten, welche der Trödler zur Verpackung der Bilder mir ins Haus sendete.«

Der Chevalier entschlüpfte.

Zahlheim lachte.

»Der Kaiser mag mir verzeihen!« sagte er, »daß ich sein Erscheinen extemporirte. — Die Luft ist rein! — Gott sei Dank!«

X.

Sebastian, der Fleischer.

Madame Lemnier stürzte wie vom Sturme gejagt nach Hause.

Sie geberdete sich wie eine Furie.

Sie erzählte was ihr begegnet.

»Der verwünschte Zahlheim hat ein unerhörtes Glück,« sagte sie. »Ohne es zu wissen, hat ihm der Monarch geholfen. — Das hätte übel ablaufen können. Der Kammerdiener des Grafen Rosenberg hat mir neulich gesteckt, daß sein Herr bei der Tafel erzählte, der Kaiser sei mir sehr ungnädig, und hege die Meinung, daß ich und meine Mädchen die jungen Cavaliere um ihr Vermögen brächten und sie in Schul=

den stürzten. — Ich fürchte den Kaiser und flüchte deshalb lieber, als der Polizei in die Hände zu fallen.«

»Wenn es so ist,« bemerkte eine der Nymphen, »so ist Natalie ja völlig zu beneiden, daß sie von uns fort ist. Ich kann nur nicht begreifen, wie Sie, Madame, sich hinreißen lassen konnten, ein solches Spectakel in Zahlheim's Hause anzurichten.«

»Ich wollte Zahlheim einschüchtern; ich meinte, er solle die sechshundert Gulden entrichten, die mich Natalie gekostet, und die Garderobe und die Putzsachen mir ersetzen, die sie mitgenommen.«

»Nun wird er merken, daß Sie den Kaiser fürchten und Sie gar nicht mehr anhören.«

»Ich habe schon daran gedacht, doch Zahlheim kommt ja heute Abend zu uns. Ich werde noch einen Sturm auf ihn wagen.«

Ein anderes der jungen Geschöpfe, welche Madame leibeigen besaß, kam jetzt herzu und meldete, daß so eben Natalie durch einen eleganten Herrn ihre Kleider und ihre Putzsachen zurücksende und die sechshundert Gulden dazu, welche Madame ihrem Vater gegeben.

»Durch einen Herrn? — Doch wohl durch Zahlheim?«

»Nein, es ist nicht Zahlheim. Es ist ein Herr, der mir sehr bekannt ist; da drüben, am Fenster, im Gasthofe »zur Ente,« sah ich ihn oft. Dieser Herr wünscht eine Bescheinigung über das Ueberbrachte und eine Quittung über die Summe, und mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß nun Madame nichts mehr zu fordern haben sollen, und auf Natalie, wo sie sich auch befinden möge, kein Recht mehr besäßen.«

»Ei der Tausend!« erwiederte Madame Lemnier, »laß den Herrn doch eintreten.«

Die Thür ging auf.

Wer trat herein?

Der Fleischhauer Sebastian Legler, in seiner Weise geputzt und geschniegelt wie ein Cavalier.

»Endlich,« sagte er, nachdem er ein linkisches Compliment gemacht, »bin ich so glücklich, in dieses Haus zu kommen!«

Madame Lemnier verneigte sich.

»Mein Herr,« sagte sie, »wenn es Ihr Wunsch war, bei mir Eintritt zu erhalten, warum ließen Sie sich nicht durch irgend Jemand vorstellen?«

»Ich habe Niemand aufgetrieben, der mir diese Gefälligkeit erzeigt hätte.«

»Sie kennen vielleicht Niemand aus meinem Cirkel?«

»O ja, den Herrn von Zahlheim. Wir sind die wärmsten Freunde; — ich ersuchte ihn einige Male, mich bei Ihnen aufzuführen; er schlug mir aber immer meine Bitte ab.«

»Warum?«

»Weil ich kein Edelmann bin.«

»Darf ich fragen, wer Sie sind?«

»Sonst nichts als ein junger Mann, der Geld hat; ich kann, ohne zu prahlen, sagen, welcher »viel Geld« hat. Ein halbes Dutzend von den Herren, die hierher kommen und die mir alle bekannt sind, kaufe ich aus; es wird mir dann noch so viel übrig bleiben, daß ich, so lang ich existiren werde, noch flott, sehr flott leben kann.«

»Dazu gratulire ich. Sie haben gar keine Beschäftigung?«

»O ja. Gerade meine Beschäftigung bringt mir so viel ein, und hat meinen Eltern ein bedeutendes Vermögen verschafft.«

»Sie sind?«

»Fleischhauer.«

Die Mädchen lachten.

Madame Lemnier fuhr scheu zurück, nahm ein Riechfläschchen heraus und schüttete einige Tropfen auf ihr Schnupftuch.

»Erlauben Sie,« versetzte Sebastian, »Sie haben keinen feinen Parfüm. — Kann ich aufwarten?«

Er zog einen großen Flacon mit einem goldenen Stöpsel heraus.

»Fleur de la reine,« sagte er, »der Geruch ist stärker als von Eau de Levante. Ich parfümire gewöhnlich die Fleischbank damit, wenn gewisse vornehme Frauen »einkaufen« kommen; die gewissen vornehmen Frauen riechen oft abscheulicher als Ochsenblut.«

Madame Lemnier sank über diese Derbheit vor Entsetzen auf ihr Sopha zurück.

»Sie kommen wahrscheinlich im Auftrage des Herrn von Zahlheim, Ihres Freundes?« fragte sie.

»Gott bewahr'! Ich bin gegenwärtig mit ihm etwas »über's Kreuz« gearbeitet.«

»Gespannt wollen Sie vielleicht sagen?«

»Ja, wenn dieser Ausdruck vornehmer klingt.«

»Und weshalb?«

»Wegen der Mamsell Natalie.«

»Sie kennen sie?«

»Und wie! Ich habe sie ja immer mit meinen Blicken verfolgt. Nun ist sie Ihnen davongegangen und hat sich in

den Schutz der Mutter Zahlheim's begeben. Zahlheim glaubt, Natalie liebe ihn. Ich aber habe ihm gesagt, dergleichen »Mädeln« lieben einen Jeden, welcher Geld hat, und wer sehr viel Geld hat, den lieben sie am meisten. Nicht wahr, geschätzte Mamsellen?« fragte er die Mädchen.

Diese lachten.

»Ich habe meinem Freunde gesagt, daß ich ihm die Natalie abwendig machen werde; er hat mit mir gewettet, daß dies unmöglich; ich habe dagegen gewettet, daß dies sehr möglich sei. Darauf habe ich mich sogleich zur alten Frau Zahlheim verfügt. Sie kennt mich als Freund ihres Sohnes. Sie hat mich gut aufgenommen. Ich habe sie gefragt, wie befindet sich denn die entsprungene Mamsell?«

»Sie weint,« hat die Alte geantwortet.

»Warum denn?«

»Es fällt ihr jetzt erst auf's Herz, daß sie eigenelich der Madame Lemnier, außer den Kleidern und Putzsachen, auch sechshundert Gulden senden sollte, um als eine rechtschaffene Person von ihr zu scheiden. Meinem Sohn,« setzte Frau Zahlheim bei, »kann ich nicht zumuthen, daß er die sechshundert Gulden für Natalie entrichten möge; er müßte sie von dem Gelde, das er im Pharao gewonnen, nehmen, und das muß er zurückgewinnen lassen, sonst ruh' ich nicht; — auch bringt Geld, im Spiele erobert, kein Heil.«

»Da kann ich helfen,« versetzte ich. »Sechshundert Gulden profitire ich bei den nächsten Ochsen, die ich nach Wien treibe; ich gebe die sechshundert Gulden hin. Und da sind sie! — So! Jetzt ist die Natalie nichts mehr schuldig, als mir ihren Dank. Das Uebrige wird sich finden.«

Madame Lemnier sah ihre Leibeigenen an und lachte; diese lachten ebenfalls.

»Mich freut es, daß ich Ihnen Spaß mache,« bemerkte Sebastian. »Ich bitte jetzt nur um eine Empfangsbestätigung.«

Madame Lemnier kritzelte ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier und übergab sie an Legler.

»Ich könnte nun abmarschiren,« sagte er, »aber ich muß noch einmal fragen: Ist denn keine Möglichkeit vorhanden, daß ich ein Mitglied Ihrer verehrlichen Societät werden könnte? Für die schönen Kinder würde ich gerne das Doppelte als sogenannten »Erziehungsbeitrag« bezahlen, und insbesondere zu allen möglichen Ergötzlichkeiten freigebig beitragen. Ich glaube, meine Thaler und Ducaten und Zwanziger und Siebenzehner haben auch kein anderes Gepräge, als die der Herren Grafen und Barone, und Ritter und Herrnvone. Nehmen Sie mich auf, es wird Sie nicht reuen.«

»Mein Herr,« versetzte Madame Lemnier, »da Sie in Natalie so verliebt sind —«

»Verliebt bin ich just nicht, ei, verliebt könnte ich nur in Eine sein, in die »Fleischselcher-Sepherl,« wenn Sie die Ehre haben, sie zu kennen. — Herr Gott, ist das ein »Trumm Weibsbild«, wie mein »Scheck« am einspännigen Wagen; aber ihr Vater gibt sie mir nicht, ich bin ihm zu wenig Fleischhacker und zu viel G'schwuf.«

»Um Sie, als Bürgerlichen, in unsern Cirkel zu bringen, müßte ich die Cavaliere, die hieherkommen, erst um Genehmigung angehen. Beantworten Sie mir nur eine Frage: Würde es Herrn von Zahlheim unangenehm sein, Sie hier zu finden?«

»Das will ich meinen! Er glaubt, nur er habe den feinen Ton und ich wäre so gemein wie ein »Kneip«, wissens, das ist ein angehender Ochs.«

»Wenn Herr von Zahlheim durch Ihre Gegenwart unangenehm berührt würde, Sie hier zu sehen, so werde ich es durchsetzen, Sie für uns zu requiriren. — Spielen Sie?«

»Wie meinen Sie?«

»Ob Sie spielen? Ich verstehe darunter Kartenspiele.«

»O ja, »Ramschen,« »Zwicken,« »Labeten,« »Häufeln« und das beliebte Fleischhackerspiel: »Saunickeln.«

»Ich meine keine so gemeinen Spiele, ich verstehe Hasardspiele, Pharo zum Beispiel.«

»Ich werde es auch treffen.«

»Bringen Sie nur recht viel Ducaten mit.«

»Einen ganzen Weidling voll.«

»Schön. — Kommen Sie um neun Uhr. Ich werde Ihnen vorläufig für einen Abend Entrée zusichern können.«

»Ich küß die Hand.«

»Thun Sie es und sagen Sie es nicht nur.«

Sebastian küßte den sämmtlichen Damen die Hand.

Als er damit fertig war, fing er die Tour von Neuem an und küßte wieder allen die Hand.

»Schon genug!« rief Madame Lemnier und lachte.

»Sagen Sie mir, Madame,« sagte er, »wird auch Souper sein?«

»Allerdings.«

»Für diesen Fall lassen Sie mich zwischen dem »blonden Schneckerl« und dem »schwarzen Mauserl«, die ich hier in die Wangen kneipe und ihnen ein Zwickerbusserl gebe, — sitzen. Auf diese zwei Mädeln habe ich schon längst eine »Viehpassion.«

Sebastian producirte wieder seine linkischen Complimente und wollte sich entfernen.

»Mein Herr!« rief Madame Lemnier dem Fleisch-

hauer, »können Sie mir nicht Auskunft geben, ob Herr von Zahlheim die Kunst versteht, gewisse unerlaubte Kniffe im Spiele anzubringen?«

»Ja, ja. Ich habe einmal mit ihm »Brandeln« gespielt, da hab' ich einen »Bettel« angesagt und gleich die »Aichel-Sau« ausgespielt, da hat er mir im Aerger über meine Dummheit gewisse unerlaubte Püffe mit der Faust auf den Kopf gegeben.«

»Sie verstehen mich nicht; ich meine, ob Herr von Zahlheim nicht manchmal falsch zu spielen pflege?«

»Falsch! O nein! Warum denn? Bei dem niederträchtigen Glück, das dieser Mensch im Spiele hat, wäre falsch spielen ein dummer Uebermuth. Wenn der einst mit dem Teufel um die Hölle spielen sollte, so gewinnt er sie ihm ab und der Teufel kann sich um ein anderes Quartier umsehen. — Ich bin zwar mit dem Zahlheim »übers Kreuz,« aber etwas Schlechtes lasse ich ihm nicht nachsagen. — Empfehle mich.«

»Ihren Namen, mein Herr, Ihren Namen erbitte ich mir.«

»Sebastian Legler.«

»Sebastian? — Pfui!«

»Sie können mich auch Wastel heißen. Ich komme auch.«

»Das ist noch abscheulicher! — Dürfte ich Sie nicht Arthur nennen?«

»A toute! Wegen dem Kartenspiel? Es ist mir recht. — So eben fällt mir ein, womit wir den Zahlheim ärgern könnten. Er ist ein Feind der Hetze; ich habe sechs Logenbillete gekauft. Wenn die Damen etwa mit mir in die Hetze gehen möchten! Morgen, Sonntag, ist Abonnement suspendu, der Bär hat seine Einnahme.«

»Der Bär?« fragen die Damen alle erstaunt.

»Der erste Hetzknecht heißt nemlich Bär, und da er vor vier Wochen von einem »meinigen« Ochsen ist gespießt worden, so findet morgen, als eine Art Schmerzensgeld, sein Benefice statt.«

Die Mädchen klatschten freudig in die Hände.

»Mama! Mama!« riefen sie, »da nehmen Sie uns mit!«

»Wird ein Wildschwein gehetzt?« fragte Frau Lemnier.

»Zwei, und zwar durch fünfzig Hunde.«

»Das ist mein höchstes Vergnügen,« bemerkte Frau Lemnier. »Ich kann die Wildschweine nicht leiden.«

»Ei, mit »Heschepetschsoß« sind's nicht übel. — Also morgen, um vier Uhr Nachmittag, hole ich die Damen ab. Sechs Fleischhacker=Caleschen werden vorfahren. Ich werde für die gehörige Anzahl blutrother Fahnen sorgen, um den Auerstier recht schiech zu machen. Gebildete Damen fahren dem Stier mit den Fahnen von den Logen aus unter die Nase. Im Vieher sekkiren bin ich Meister. — Heute in Gegenwart Zahlheim's wollen wir das Nähere besprechen.

Er küßte noch einmal allen Damen die Hand und ging.

IX.

Im Salon der Madame Lemnier.

Die Verschwörung gegen Zahlheim war nicht gering. — Die Herren verfolgten einen raffinirten Plan, ihn zu Grunde zu richten. Ob er nun mit Glück oder unerlaubten Mitteln spiele, gelobten sie sich, müsse er verlieren. Wir wollen sehen, inwieferne der Vorsatz, Zahlheim zu verderben, gelungen.

Die verhängnißvolle Stunde nahte heran.

Zahlheim erschien in dem Kreise seiner Feinde ganz ruhig.

»Meine Herren,« redete er sie an, »es sind mir Gerüchte zu Ohren gekommen, welche einen Andern als mich zwingen würden, Sie sammt und sonders wegen entehrenden Anschuldigungen zu fordern. Damit würde jedoch die Sache nicht abgethan sein. Sie scheinen nicht mein Blut, sondern nur Ihr Geld zu verlangen. Ich bin erbötig, dies Ihnen anzubieten. Ich habe von Ihnen über zweitausend Ducaten gewonnen. Hier sind dreitausend. Sie stehen Ihnen zu Diensten.

»Doch bevor wir die verhängnißvollen Blätter, welche über mein moralisches und pecuniäres Glück zu entscheiden haben, berühren, bitte ich Sie, mir Karten, welche Sie wählen werden, vorzulegen;

»bitte ich Sie ferner, mich nicht länger als zwei Stun=

den Bank halten zu lassen. Es versteht sich, daß, wenn die Bank früher gesprengt werden sollte, das Spiel, an dem ich Theil zu nehmen habe, für immer aufhöre;

»bitte ich Sie endlich, wenn ich abermals einen namhaften Gewinn erhalten würde, keine fernere Revanche von mir zu fordern, die ich auch standhaft verweigern müßte, denn mit Herren, obgleich durch Geburt und Erziehung ausgezeichnet, unter solchen gehässigen und dabei grundlosen Verdächtigungen weiter zu spielen, ist mir unmöglich. Ist Ihnen dies so genehm, so kann das Spiel beginnen.«

Die Herren schrien wild untereinander, theils »Ja,« theils »Nein,« die Ansichten waren getheilt.

Zahlheim bat:

»Meine Herren, verständigen Sie sich erst unter sich, dann sagen Sie mir Ihre Meinung. Ich will ja Alles thun, um Ihnen und mir Genugthuung zu geben, nur bezwingen Sie Ihren Unmuth, welcher in dieser Angelegenheit nichts besser macht.«

Die Herren begaben sich in ein Seitenzimmer, sich unter einander zu berathen.

Diese Pause benützte Frau Lemnier, um mit Zahlheim zu sprechen.

»Sie werden einen schweren Stand haben,« sagte sie. »Wenn Sie heute auch dreimal so viel verlieren sollten, als Sie gewonnen haben, so haben Sie außer Ihrem Gelde auch Ihre Freunde verloren.«

»Das wird kein Unglück sein!«

»Doch! doch! Mehr als Sie ahnen können. Leider wird jetzt wieder die schreckliche Prophezeiung der Wahrsagerin aus jenem Gasthofe zur Sprache gebracht. Die entsetz-

liche Hexe beharrt, wie Ihnen auch der Bürgermeister mitgetheilt haben wird, auf der Wahrheit ihres Ausspruches. — Sie bat das Gericht, sie nicht zu entlassen, sie ein Jahr in ihrem Arreste zu behalten, und ihr nicht eher die Freiheit zu schenken, bis sich das Entsetzliche ihres Ausspruches als Wahrheit darstellen werde.«

»Ich bin versucht zu glauben,« erwiederte Zahlheim, »daß einige der Herren sich an die schmähliche Person gewendet haben, mich fortan zu beschimpfen und durch die schändlichsten Märchen zu demüthigen. — Ich weiß nicht womit ich diese Cavaliere so gereizt habe, daß sie eine solche, ihrer unwürdige Rache ausüben.«

»Soll ich es Ihnen sagen?«

»Immerhin.«

»Nicht Ihr Glück im Spiele, nein, Ihr Glück in der Liebe erbittert diese Herren.«

»Mein Glück in der Liebe? Davon weiß ich ja nichts.«

»Sie haben fast alle Mädchen in meinem Hause verrückt gemacht.«

Zahlheim lachte.

»Lieben denn diese Dirnen auch?« sagte er. »Ich kann es nicht glauben.«

»Sie lieben nach ihrer Weise. Wenn das so fortgeht, wird mir eine nach der andern entlaufen.«

»Warum nicht gar!«

»Ich rathe Ihnen daher, bringen Sie Natalie zurück, und ich werde jeden ferneren Zwiespalt ausgleichen.«

»Natalie ist Ihnen ohne mein Zuthun entflohen. Es war ihr freier Wille; auch wenn ich sie gewaltsam aus dem Hause meiner Mutter stoßen sollte, wird sie nicht mehr unter Ihren Schutz sich stellen. — Sie hat einen unüberwind-

lichen Abscheu gegen Ihr Haus und die Weise, wie hier gelebt wird. Sie bereut ihre Vergehen und will — Buße thun.«

Madame Lemnier lachte so unverschämt, daß es Zahlheim empörte.

»Buße!« rief sie. »O ja, sie hat damit schon angefangen. In den Armen Ihres Freundes, des Fleischhauers, bereut sie ihre Sünden. Dieser brachte mir ihre Kleider, erlegte die mir schuldigen sechshundert Gulden und besitzt das Herz der schönen Abtrünnigen. Er ist hier. Ich habe ihn in unseren Kreis aufgenommen. Er wird es Ihnen sogleich selbst sagen.«

»Herr Legler,« rief sie in das Nebenzimmer, »kommen Sie doch einen Augenblick. Herr von Zahlheim bedarf Ihrer. Helfen Sie ihm doch aus seinen Träumen!«

Legler kam mit lächelnder Miene auf Zahlheim zu.

»Brüderl,« redete er ihn an, »ich bin hier so gut aufgenommen wie Du. Sei darüber nicht wunderlich. Das Glück, in diesem Zirkel erscheinen zu dürfen, habe ich Natalien zu verdanken.«

»Du hast die sechshundert Gulden für sie erlegt?«

»Sechshundert Gulden für sie, sechshundert Gulden für mich. Der Spaß kostet mich vor der Hand tausendzweihundert Gulden, aber dies Geld reut mich keinen Augenblick.«

»Und Natalie? Ihr war es genehm, daß Du für sie bezahltest?«

»Mit Thränen des Dankes fiel sie mir um den Hals.

»Und meine Mutter?«

»Die wäre mir sehr gerne ebenfalls um den Hals gefallen, allein ich sagte ihr: »Es ist schon so gut!« — Brü=

derl, Du wirst sehen, ich gewinne meine Wette, ich gewinne sie noch früher; daher sei nicht entgegen, daß das Mädel wieder hieher zurückkehrt! Bilde Dir nicht ein, daß Du auf der Welt der einzige Mann bist, der Herzen bezwingt.«

»Gut,« erwiederte Zahlheim, »ich will annehmen, daß Du ein großer Weibereroberer sein kannst, aber mit diesem Mädchen muß ich doch vorher noch sprechen. In die Falle, in die man mich hier verlocken will, begebe ich mich vor der Hand nicht.«

»Sie werden es bereuen, Herr von Zahlheim,« sagte Frau von Lemnier.

»Daß ich nicht in die Falle gehe?«

»Nein, daß Sie Natalie nicht in mein Haus lassen.«

»Ich lasse nun Alles über mich kommen, wie es das Schicksal will. Wahrsagerei, Spielergrimm, die Rache eifersüchtiger Herren, die Wuth eines in ihrem unehrenhaften Erwerbe bedrohten Weibes, die Perfidie des eben so dummen als frechen Fleischhauers! Ich werde wie ein Fels im Ungewitter stehen.«

Diese Scene unterbrach der Bojar, der es auf Natalie am meisten abgesehen hatte.

Er trat ungestüm herein.

»Es ist mir jetzt schon zu lang Unterhandlung mit Herrn da! — Was ist's, Madame Lemnier? bekomm' ich Mädel, was ich hab' inbrunstige Lieb' zu ihr, oder bekomm' ich Mädel nicht? — Erklärung, kurze, ungenirte, »Ja« oder »Nein!« Machen Sie Maul auf, Frau, oder geben Antwort, Sie, Herr, — Zahlheim, glaub' ich, heißen Sie? — Sie haben Mädel in Verschluß? Geben Sie Mädel heraus, oder Sie haben Wahl, ob Sie durch Pistolen, Säbel oder Dolch bedroht, thun wollen, was ich will.«

»Ich gebe Natalie nicht heraus!« versetzte Zahlheim. »Sie hat sich in meinen Schutz begeben und unter meinem Schutze bleibt sie, bis sie diesem selbst entsagt. Basta!«

»Nichts Basta! Ich stehe nicht ab. Würde mir auch nicht darauf ankommen, Ihnen gleich hier Garaus zu machen, aber Sie müssen vorher Bank halten! Wenn Sie verloren haben Alles, sollen Sie durch mich verlieren auch Leben! — Wird für Sie jedenfalls besser sein, Sie sterben durch mich, als durch Scharfrichter am 10. März 1786, wie Zigeunerin prophezeit hat. — Verstehen Sie dies?«

Zahlheim schrie vor Entsetzen laut auf.
ein Sopha.

Endlich ermannte er sich.

»Ich durchschaue das ganze Gewebe!« sagte er. »Meine Besonnenheit will man mir rauben, um mich im Spiel desto leichter zu überwinden.«

Er stampfte mit dem Fuße.

»Dies soll nicht gelingen, und wenn die Herren alle Hexen vom Blocksberge und des Teufels Großmutter selbst zu Hilfe nähmen!«

Die Herren kehrten von ihrer Berathung in den Salon zurück.

Graf Schwörnhort, das ruhigste und Zahlheim nicht feindlich gesinnte Mitglied der Spielergesellschaft, ergriff das Wort:

»Die Herren sind übereingekommen,« sagte er, »Ihre Anträge zu genehmigen. Die drei Puncte, welche Sie sich bedingten, werden angenommen.

»Nur erklären die Herren, wenn Ihnen das Glück wieder auf ähnliche Weise wie bisher beistehen sollte, daß Sie Ihr Spiel noch früher, als die gewünschten zwei Stun-

den vorübergehen, — unterbrechen, und Ihnen ein anderes Spiel als Pharo vorschlagen dürfen, welches Sie dann anzunehmen hätten.«

»Mit Vergnügen,« erwiederte Zahlheim, »wenn es nur ein Spiel ist, welches ich verstehe.«

»Es ist das leichteste aus allen Spielen. Kinder begreifen es.«

»So wollen wir ans Werk gehen!« versetzte Zahlheim. »Hier sind dreißig Rollen Ducaten, eine jede enthält hundert Stück.«

»Vorher noch ein Wort,« ermahnte der Graf.

Es herrschte große Spannung im Saale, und die sämmtlichen Herren faßten Zahlheim scharf ins Auge.

»Sie werden sich wohl überzeugt haben,« fuhr der Graf fort, »daß in diesem Zirkel sich weder alberne, unaufgeklärte, noch abergläubische Personen befinden. — Dennoch machen die unseligen Gerüchte, die über Sie im Umlauf sind, selbst Ihre wärmsten Freunde stutzen.

»Vor Allem antworten Sie, in welchen Beziehungen standen oder stehen Sie zu dem abscheulichen Weibe, das jene entsetzliche Prophezeiung aussprach? — Sie werden uns zutrauen, daß wir Hexengeschichten und Wahrsagerkünste verachten und als abgeschmacktes Zeug zurückweisen; aber irgend ein Motiv muß doch vorhanden sein, welches die häßliche Person veranlaßte, Ihnen, und nur Ihnen, solche entsetzliche Dinge zu prophezeien, und dabei noch auf ihren Behauptungen zu beharren, so scharf sie auch das Gericht über ihren Frevel anließ.«

»Darüber kann ich keinen Aufschluß geben,« erwiederte Zahlheim. »Ich sah dieses Weib nie, ich hörte von ihm nie; außerdem, daß ich mich gegen ihre lächerliche Anmaßung,

eine Prophetin sein zu wollen, aussprach, und über ihren vorgeblichen Scharfblick lachte und spottete, habe ich sie nicht beleidigt; dasselbe, was ich ihr sagte, sagte ihr auch der Bürgermeister, ja selbst der Wirth, ich kann es daher nicht begreifen, weshalb ich nur das Opfer ihrer Schmähungen werden mußte.«

»Herr von Zahlheim,« hob der Graf neuerdings an, »Sie sind Edelmann, nehmen eine würdevolle, öffentliche Stellung ein; vermögen Sie uns Ihr Ehrenwort zu verpfänden, daß Sie sich nichts bewußt sind, was jenes Weib bewegen konnte, eine Behauptung zu wagen, die am Ende keine andere Bedeutung hätte, als Ihr Gewissen zu erschüttern?«

»Ich gebe mein feierliches Ehrenwort, daß ich mir keiner Versündigung, keines Vergehens, noch weniger eines Verbrechens bewußt bin.«

»Genug! Wir sind mit dieser Erklärung zufrieden. Nur noch eine, die letzte Frage. In welchen Verhältnissen stehen Sie zu Chevalier Tessin?«

»In keinen andern, als Sie, meine Herren. Ich lernte ihn in Ihrem Kreise kennen. Er sagte mir zwar, daß er die Kunst besäße, im Spiele Vortheile zu erringen, die ihn gewinnen lassen müßten; ich wies ihn aber zurück, als er mir diese Vortheile lehren wollte.«

»Auch hierauf geben Sie Ihr feierliches Ehrenwort?«

»Mein feierliches Ehrenwort.«

»Haben Sie vielleicht früher ähnliche Unterweisungen erhalten.«

»Nie! Ich hatte stets im Spiele Glück. Fortuna begünstigte mich sogar im Kegelschieben. Ich glaube, wenn ich

die Nummern 10, 17, 86, *) die Zahlen nemlich, welche die Wahrsagerin, als meinen Todestag zu bezeichnen, nannte, in der Lotterie besetzen würde, so müßte ich bei meinem bisher unwandelbaren Glücke eine Terne gewinnen.«

»Reden Sie nicht immer von Ihrem Glücke!« polterte jetzt der Bojar. »Wer weiß, was Sie mit dem Worte Glück bemänteln wollen. Daß Sie gewiß durch mich Unglück haben sollen, davon werden Sie sich überzeugen.«

»Das Spiel beginne!« sagte der Graf.

Die Bank wurde aufgelegt.

Die Karten wurden besetzt.

Der Bojar wählte eine »Dame«.

»Va banque!« rief er.

»Mein Herr!« erwiederte Zahlheim, »es stehen dreitausend Ducaten!«

»Va banque!« tobte der Bojar. »Entgegensetze ich fünfzehntausend Gulden in neuen Bancozetteln!« **)

»Angenommen!« erwiederte Zahlheim.

*) In der That wurden diese Nummern am Samstage nach der Hinrichtung Zahlheim's in Wien gehoben. Der Wirth »zum Bocke« in der Wollzeile, der einen Kronenthaler daran wendete, gewann damit neuntausendsechshundert Gulden und eine Ambe von vierundsechzig Gulden, welches Gräffer in seinen Schriften bespricht. Die Ziehung in Wien, welche diese Nummern brachte, geschah am 12. März 1786.

**) Die neuen Bancozettel wurden am 1. Juni 1785 ausgegeben. — Nachdem ähnliche unter Maria Theresia zum ersten Male in den österr. Staaten zur Erleichterung des Verkehres im Betrage von zwölf Millionen in Umlauf kamen, wurden unter Kaiser Joseph neuere Sorten unter obigem Datum im Betrage von zwanzig Millionen edirt.

Das Spiel begann.

Der Bojar verlor.

»Sie müssen noch drei Damen haben,« rief der Bojar. »Legen Sie die Karten auf. Wehe Ihnen, wenn die übrigen Damen alle auf die Seite des Banquiers fallen.«

Zahlheim legte die Karten auf. Die drei Damen fielen zu Gunsten des Pointeurs.

»Hätten Sie ein Paroli gebogen,« rief Zahlheim, »bis zum Sept-la-va hätten Sie gewinnen müssen!«

»Die Karten unter den Tisch!« rief der Bojar. »Neue Karten her!«

»Mischen! Ich werde dreizehnmal abheben! Die Zahl Dreizehn ist Gift für falsche Spieler.«

Zahlheim lächelte.

»Coupiren Sie, so oft es Ihnen beliebt!« sagte er.

Der Bojar warf die Karten unter den Tisch.

»Neue Karten!« schrie er.

Es wurden neue Karten gebracht.

Das Spiel begann von Neuem.

»Piquebube ist Teufelsbube!« tobte der Bojar. »Noch einmal va banque!«

»Werden Sie die Banque mit dreißigtausend Gulden decken?« fragte Zahlheim. »Dreißigtausend Gulden sind jetzt zu garantiren.«

»Mit mehr als zweimal so viel!« versetzte der Bojar.

»Wie es Ihnen gefällt,« bemerkte Zahlheim. »Bei einer solchen Summe will ich meine Hand nicht im Spiele haben. — Mein Herr,« bat er den Bojaren, »meliren Sie selbst, und der Herr Graf Schwörnbort möge die Gewogenheit haben, zu coupiren.«

Es geschah.

»Nun denn,« sagte Zahlheim, »Herr Bojar, da Sie einen Dolch in Ihrem Gürtel tragen, so ersuche ich Sie, mit der Spitze dieses Dolches die Karten, statt mit den Fingern, abzuziehen; ich nähere mich den Karten nicht! — Gott wolle, daß Sie gewinnen. Eine solche Summe einzuziehen, würde mein Herz beschweren.«

Die Karten wurden auf die angedeutete Art abgezogen.

»Le Valet perd!« rief Zahlheim. »Ich nehme die dreißigtausend Gulden nicht. Herr Bojar, streichen Sie ein. Ich will Ihr Geld nicht!«

»Der Teufel läßt sich Etwas von Ihnen schenken!« wüthete der Bojar. »Ein anderes Spiel.«

Neue Karten wurden gebracht.

»Keine Karten!« schrie der Bojar.

»Würfel! Würfel!« lärmte die ganze Gesellschaft.

»Parfaite égalité!« dominirte der Graf.

»Den Würfeltisch herbei!« riefen die Cavaliere.

Ein runder Tisch, mit grünem Tuche überzogen, worauf die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6 gestickt waren, wurde hereingebracht. In der Mitte befand sich ein Viereck, welches Pair et impaire, petite paire et impaire enthielt.

Es regnete Gold auf die verschiedenen Felder.

Der Bojar warf 15.

Die Cavaliere fast alle eben so hoch. Niemand unter 11.

Zahlheim warf 17.

Er wollte das Gewonnene einstreichen.

»Halt!« schrie der Bojar, »Quitte à double und double im Passé das Dreifache!«

Der Bojar und der Graf warfen 17, die andern Herren 12, 14, 16 u. s. w.

Zahlheim rüttelte die Würfel:

»Meine Herren, wollen Sie die Einsätze retiriren?« sagte er; »ich will nichts gewinnen!«

»Der Teufel retirirt!« tobten die Spieler, »aber kein honnetter Kerl!«

»Herr Bojar,« bat Zahlheim, »ich wiederhole, daß ich nichts gewinnen will. Ich sehe, daß mir auch heute Fortuna gewogen bleibt. — Herr Bojar, ich ersuche Sie, den Wurf für mich zu thun!«

»Ich würde 18 werfen,« sagte der Bojar, »drei Sechser! Auch ich bin im Glücke mit Würfeln. — Werfen nur Sie selbst, Sie sauberer Glücksritter!«

»In Gottes Namen!« erwiederte Zahlheim.

Er warf Achtzehn!

Alle starrten die Würfel an.

Eine Pause entstand.

»Er ist ein Schwarzkünstler!« lärmte der Bojar.

»Frau von Lemnier,« setzte der Bojar hinzu, »bringen Sie das silberne Crucifix, das ich hieher schaffen ließ; stellen Sie dasselbe auf den Tisch, und nun soll Zahlheim noch einmal werfen! Ich will ihm Satan sogleich von der Seite treiben.«

»Keinen Frevel!« warnte Zahlheim. »Lassen Sie den Gekreuzigten nicht Zeuge eines Spieles sein, das ihm nicht wohlgefällig sein kann.«

»Es wird ihm wohlgefällig sein, den Teufel bei Ihnen zu vertreiben.«

Das Crucifix wurde gebracht.

Der Bojar stellte es auf die Tafel.

»Werfen Sie jetzt, erbärmlicher Spieler!« brüllte der Bojar.

»Ja, ja,« schrien alle wild durcheinander, »wagen Sie Ihren Wurf.«

»Werfen Sie!« lärmte der Bojar, »oder wir alle erklären Sie für einen Schuft, der mit bösen Geistern im Bunde steht.«

»In des Heilands Namen!« rief Zahlheim, »der gottlose Frevel komme über Sie!«

Zahlheim küßte das Crucifix, faßte dann den Becher krampfhaft an und warf die Würfel auf den Tisch.

Er hatte abermals Achtzehn geworfen. »Allen Einsatz, welcher sich auf dem Würfeltische befindet,« rief Zahlheim, »widme ich der Kirche zu Unserer lieben Frau bei den Schotten; — möge die Gebenedeite für uns bitten, damit uns Gott diese Verwegenheit verzeihe! —

»Nun aber, Ihr Herren,« fuhr Zahlheim fort, »setzt ein Ziel! — Was ich im »Pharo« gewonnen, bleibt mein Eigenthum. Das Geld auf dem Würfeltische — zählen Sie es — es soll kein Ducaten davon fehlen — gebe ich der Kirche; der hochwürdige Abt wird mir diese Spende bestätigen, und ich werde Ihnen sodann die Quittung darüber senden. — Sie aber, Zeugen und Theilnehmer dieser Scene, bitte ich Buße zu thun! Beichten Sie Ihre Sünden! Ich will von Ihnen nichts mehr wissen!«

Er zählte das Geld vor Aller Augen.

Es waren eintausendsiebenhundert Ducaten.

Darauf legte er ein großes Tuch auf den Tisch, wickelte den ganzen Betrag, den er gewonnen, zusammen, verneigte sich und ging.

Die Herren waren von diesem Act so ergriffen, daß sie

kein Wort sprachen und Zahlheim ohne irgend eine Einwendung sich entfernen ließen.

Nach einer ziemlich langen Pause, in welcher Alle consternirt erschienen, sammelte sich Graf Schwörnhort zuerst.

»Eine hübsche Revanche!« sagte er. »Sie, Herr Bojar, gingen in Ihrer Leidenschaftlichkeit zu weit. Ich warnte immer vor blinder Erbitterung! Nun haben wir es! — Wenn Zahlheim so wild aufgeregt wäre, wie wir, so könnte er fordern, daß wir ihn um Verzeihung bitten müßten.«

»Um Verzeihung?« knirschte der Bojar. »Ich werde ihn mahnen, daß er sobald als möglich Gott um Verzeihung bitten möge, denn so wahr ich athme — Sie werden sich überzeugen, daß ich Wort halte — so wahr ich athme, wird er mit seinem erbärmlichen Leben Anderen nicht mehr zur Last fallen. Schieß' ich ihn todt wie tollen Hund, wo ich ihn finde.«

»Ein Mörder wollen Sie werden?« fragte der Graf.

»Ein Mörder?« rief Legler. »Herr Bojar, dann erging es Ihnen schlecht. Wohl weiß ich, daß Sie ein großer Herr sind, aber um Sie von einer Unthat abzuhalten, mache ich mir den Teufel aus Ihrem bojarischen Ansehen! — Wenn Sie noch ein Wort vom Morde sprechen, so packe ich Sie. — Betrachten Sie diese Arme, diese Fäuste — es kann eine ganze Compagnie solcher Bojaren kommen wie Sie, — wenn ich den Zahlheim beschütze, so zittert nicht einmal sein Haarbeutel vor Ihnen!«

»Wer dieser Mensch sein?« fragte der Bojar.

»Vielleicht eine gute Kundschaft von Ihnen. Sie sind in der Moldau zu Hause wie ich erfahren. Mein Vater bezieht seine Ochsen aus der Moldau; er besitzt einen Bojaren

Namens Kuzielsko zu seinem Lieferanten. Vielleicht sind Sie dieser Kuzielsko!«

»Ja, ich bin Kuzielsko!«

»Und ich der Legler, der Fleischhacker aus der Weißgärber-Vorstadt.«

»Gemeiner Mensch!«

»Weshalb gemein? Sie leben von Ochsen; ich auch! Sie ziehen sie auf, ich schlag' sie nieder! Da seh ich keinen großen Unterschied zwischen uns. Uebrigens können Sie auf keinen Fall sehr nobel sein. Wenn ich ein Mädel verliere, das mir gefällt, und von dem ich bemerk', daß sie mich nicht liebt, so lache ich dazu und such' mir eine andere, und wenn ich Geld im Spiel verlier', so bring ich deshalb Den noch nicht um, der mir es abgewinnt. Thut mir das Geld weh, das ich verliere — so spiel ich nicht; thut's mir aber nicht weh, so rede ich nicht davon. — Sie haben fünfundvierzigtausend Gulden auf ein paar Karten gesetzt, das ist der Betrag für 450 Ochsen. Denken Sie, die 450 Ochsen wären Ihnen auf der Reis' nach Wien umgestanden, — wenn Sie sich dies einbilden, haben Sie noch einen Gewinn, sie ersparen nemlich das Geld für den Transport!

»Uebrigens,« fuhr der Fleischer fort, »gefällt es mir nicht besonders in dieser Gesellschaft. Ich habe mir lauter noble Herren als Mitglieder gedacht, bis auf den Herrn Grafen — nehmen Sie meine Freimüthigkeit nicht übel — ist gar nichts Nobles hier anwesend. Die Herren geberden sich, als wenn sie den Kopf verloren hätten, während sie nur eine Handvoll Ducaten einbüßten. Ein Herr, der sonst auch täglich hier war, Tessin ist sein Name, ist sogar ein falscher Spieler! — Dann setzte der Herr Bojar das heilige Crucifix auf den Würfeltisch und sprach von Menschenmord, wie

ich vom Kälberabstechen! Endlich die Madame hier und ihre Mamsellen — wenn man diese in der Nähe sieht — sieht man sie kein zweites Mal mehr an. — Ich empfehle mich! — Die zwölfhundert Gulden, welche ich geopfert, reuen mich nun plötzlich; aber sie machen mich nicht unglücklich. — Unglücklich könnte ich nur werden, wenn ich länger hier bliebe! — Herr Graf, Ihnen meine Hochachtung; den Uebrigen wünsche ich einen schönen guten Abend!«

Er ging.

XII.

Zahlheim als reicher Mann.

Nichts kann einen größern Einfluß auf einen Menschen, der vorher mit Drangsal und Ungemach zu kämpfen hatte, ausüben, als plötzlicher Wohlstand und der Gedanke, für immer von jedem Kummer geschützt zu sein.

Wenn Einer nach einem solchen Glücksfall nicht den Verstand verliert, oder mindestens nicht recht viele dumme Streiche macht, so ist dies fast noch wunderbarer als das Glück selbst.

Die meisten Menschen gerathen nach Erreichung eines großen Glückes in Extreme. — Entweder sie werden unbesonnene Verschwender oder sehr besonnene Geizhälse. — In der rechten Mitte erhält sich selten Einer; häufig suchen sie noch immer größeren Reichthum zu erringen. Habsucht ist dann auch wieder für Viele das Grab ihres Wohlstandes.— Es ergeht ihnen wie dem Hunde in der Fabel; indem sie fortwährend nach neuen Schätzen streben, verlieren sie die, welche sie schon besitzen.

Zu welcher Sorte Zahlheim sich bekannte, werden wir bald sehen.

Er besaß 2000 Stück Ducaten.

Wohl hatte er 3000 in die Bank gelegt, davon gehörten aber 1000 Ducaten dem ehrlichen Bascheles, welche dieser auf das Ehrenwort des Herrn Secretärs für vierundzwanzig Stunden hergeliehen hatte.

Zahlheim besaß also 2000 Stück Ducaten im Betrage von 8000 fl., weil die Ducaten im Jahre 1785 nicht höher als zu 4 fl. angenommen wurden. Ferner besaß er 45,000 fl. in Bancozetteln, Summa Summarum 53,000 fl.

In jener Zeit eine ungeheure Summe.

Sein erstes Geschäft, an das er dachte, war, die 1700 im Würfelspiele gewonnenen Ducaten der Kirche zu der lieben Frau bei den Schotten, wie er verheißen, zu einer milden Stiftung zu übergeben und sich eine Bescheinigung darüber auszubitten; sein zweites Geschäft: den Juden Bascheles kommen zu lassen und nicht nur die 1000 Ducaten zurückzustellen, sondern auch noch seine frühere Wechselschuld zu bezahlen.

Der Jude kam und nahm sein Geld.

Zahlheim dankte ihm herzlich und machte sich anheischig, Bascheles' Gefälligkeiten reichlich zu vergelten.

Als der Jude sich entfernen wollte, hielt ihn Zahlheim zurück.

»Bascheles,« sagte Zahlheim, »ein Wort im Vertrauen will ich Dir noch sagen und deinen guten Rath will ich mir erbitten.«

»Was wünschen der Herr Secretär-Leben?«

»Bascheles, ich bin plötzlich reich, sehr reich geworden.«

»Wie heißt reich?«

»Bascheles, ich habe so viel Geld, daß ich jeden Sonntag durch ein ganzes Jahr 1000 fl. zum Fenster hinauswerfen könnte, und wäre das Jahr zu Ende, hätte ich doch noch 1000 fl.«

»Ich bitte Sie, Herr Secretär-Leben, werfen Sie jeden Sonntag 1000 fl. zum Fenster hinaus, ich fange sie auf; — ist dann das Jahr zu Ende, bringe ich Ihnen wieder, was Sie weggeworfen, und Sie werden dann nichts mehr verwerfen.«

»Ich werde mein Geld auf keinen Fall verwerfen, aber was soll ich damit machen?«

»Haben Sie im Ernste 53,000 fl.?«

»Auf Ehre! Hier kannst Du mein Capitälchen sehen.«

»Gottes Wunder! Wenn mich aus Erstaunen nicht der Schlag trifft, so geschieht dies nur aus Verehrung für Sie.— Herr Secretär, haben Sie dem Staate eine Gefälligkeit erwiesen? Haben Sie eingereicht dem Kaiser ein großes Project?«

»Nein.«

»Haben Sie den Juden die Emancipation verschafft und sind belohnt worden dafür, ohne daß ich etwas davon erfahren?«

»Nein.«

»Haben Sie geerbt?«

»Auch nicht.«

»Einen Schatz gefunden?«

»Auch nicht.«

»Mein Himmel, auf ehrliche Art werden Sie doch geworden sein reich?«

»Ganz sicher.«

»Haben Sie gemacht eine Speculation?«

»Verstände ich dies nur.«

»Martern Sie mich nicht so lang' und sagen Sie mir, was haben Sie gethan, zu bekommen den zwanzigsten Theil von einer Million?«

»Ich habe im Spiele gewonnen.«

»Wie verstehe ich dies?«

»Durch Karten und Würfel habe ich diese Summe gewonnen.«

»Sie spaßen.«

»Weshalb soll ich dies?«

»Haben Sie gespielt mit vernünftige Menschen?«

»Ich sollte es meinen.«

»Wie sehen solche Menschen aus, die so viel Geld setzen auf Karten und Würfel?«

»Beim Himmel, respectabler als wir beide.«

»Unmöglich.«

»Ja, Bascheles, von respectablen Leuten habe ich dies gewonnen; von Cavalieren; auch ein Bojar aus der Moldau war unter ihnen, von diesem gewann ich am meisten.«

»Ich kann mich vor Verwunderung nicht erholen.«

»Bascheles, was soll ich mit diesem Gelde anfangen, damit es mir eine sichere Rente abwirft?«

»Ich würde sagen: Tragen Sie Ihr Geld zu dem reichen Grafen Fries hin, legen Sie es an in seiner mächtigen Großhandlung — aber so eben macht die ganze Stadt die Nachricht bestürzt, daß man den edlen Mann hat gefunden todt in seinem Teich in Vöslau, hineingefallen ist er, und Niemand hat gehört seinen Hilferuf.«

»Wann ist dies geschehen?«

»Gestern, am 19. Juni 1785.«

»Schrecklich! Dieses Unglück!«

»Vielleicht ist auch schrecklich Ihr Glück.«

»Keine Abschweifung. Was soll ich anfangen mit meinem Gelde?«

»Was anfangen? Kaufen Sie Obligationen. Vierpercentige; macht jährlich 2120 fl. Leben Sie sparsam. Kaufen Sie von den Interessen wieder Obligationen. Legen Sie Zinsen von Zinsen an. Wenn Sie so alt werden sein wie ich, haben Sie 100,000 Gulden.«

»Das geht mir zu langsam. In wenigen Tagen gewann ich eine so große Summe, in wenig Jahren will ich sie schon verdoppelt sehen.«

»Das ist unmöglich!«

»Du weißt auch nichts, Bascheles. Es gibt aber Juden, welche hundert Procent gewinnen; solche Juden will ich um Rath fragen.«

»Wollen Sie reskiren Ihr Geld? Wollen Sie wieder spielen? Ob Sie auf Karten, Würfel oder eine trügerische Speculation Ihr Geld setzen, es kommt auf Eins hinaus. Ueber Nacht können Sie arm werden.«

»Ich aber will nicht arm werden, sondern reich; ich will schnell sehr reich werden.«

»So redet nur ein Spieler. Ich beklage Sie. Brechen wir ab. Sie müssen ruhiger werden. Heute hängt noch der Himmel voller Geigen. Wenn abgesprungen sein werden von diesen Geigen ein paar Seiten, werde ich wieder kommen.— Apropos, wie steht es mit uns Juden? Mit unsern Bitten bei Sr. Majestät? — Die Leibmauth, daß diese aufgehört hat, hat Ihre Bittschrift durchgesetzt — werden Sie auch schreiben eine Bittschrift, das wir können handeln mit Schlachtvieh?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Es geht nicht durch.«

»Warum geht es nicht durch?«

»Weil nicht alle Juden sind wie Du. Der Kaiser ist mißtrauisch. Die polnischen Juden haben Alles verdorben.«

»Wissen Sie wie mir die polnischen Juden vorkommen? — Wie Sie! Heute haben sie gemacht einen guten Rebach, morgen wollen sie zwei gute Rebach. — Das geht nicht so schnell. — Und wer leidet darunter? — Die polnischen Juden und Sie.«

Bascheles ging.

»Nur keine bedächtigen Menschen,« sagte Zahlheim. »Sie langweilen mich. — Heute will ich doch wieder in den Gasthof »zur Ente« und will mich erheitern. — Ueber mein Glück habe ich auf alle die Unbilden vergessen, welche mir das vornehme Gesindel zugefügt hat. — Dieser Bojar! dieser Bojar! Dieser Elende hat aber seine Frechheit theuer bezahlen müssen! 45,000 fl. kostet ihn seine Impertinenz. — Eine solche Rache ist die beste. — Nun aber will ich doch zu meiner Mutter und zu Natalien. Meiner Mutter will ich mein Glück verkünden. Und Natalien will ich zur Rechenschaft ziehen wegen ihres treulosen Benehmens. Sollte sie eine gemeine Dirne geblieben sein, würde es mir doch leid thun um sie. Sollte sie wirklich einen Rückfall erhalten haben? Ei, dann soll sie wenigstens mir gehören und dem Fleischhauer nicht verfallen.«

Zahlheim fing an seine Zimmer zu verschließen.

In das letzte seiner Zimmer brachte er sein Geld.

Welche Qualen bereitete ihm dasselbe!

Wo er es auch immer verbergen wollte, immer erschien es ihm schlecht verwahrt.

Er betrachtete alle seine Schlösser und Schlüssel.

»Was ist doch so ein deutsches Thürschloß für ein erbärmliches Machwerk?« sagte er. »Ich kann mein Geld nicht in meinem Quartiere lassen. Man weiß, daß ich gewonnen. Man wird sich beeilen, bei mir einzubrechen und mich zu bestehlen. — Es bleibt mir nichts übrig, als damit auf den Boden des Hauses zu flüchten und dort mein Capital unter die Sparren des Daches zu legen. — Dort sucht man es gewiß nicht.«

Er wollte fort.

Er verweilte noch vor seiner letzten Thür auf dem Gang.

Plötzlich stand Tessin vor ihm.

»Guten Abend,« sagte Tessin. »Wohin so eilig?«

Zahlheim regte sich nicht.

Es fiel ihm ein, daß der Elende gekommen war, um die Hälfte seines Gewinnes abzuholen.

»Was mußte ich hören?« sagte Tessin. »Ihr habt Euch anheischig gemacht, die 1790 Ducaten der Kirche zu den Schotten zu verehren, die Ihr im »Parfaite égalité« gewonnen? — Da hätte ich auch ein Wörtchen d'rein zu sprechen. Halb Part! Herr Bruder, die Hälfte könnt Ihr hintragen zu den Schotten, doch meine Hälfte bleibt hier.«

Zahlheim starrte ihn an.

»Das war ein recht guter Witz von Euch der mit dem Crucifix! Ihr habt Talent zum Schauspieler, Zahlheim; habt dem dummen Volke eine gute Komödie vorgespielt. — Wenn der Kaiser Joseph erfährt, wie täuschend Ihr Empfindungen auszusprechen vermögt, die Ihr nicht habt, engagirt er Euch an die Stelle Bergobzoome's, der einen Ruf nach Berlin erhalten hat.«

»Was sprecht Ihr von einem Witz mit dem Crucifix,

mit einem Komödienspiele? — Freilich, ein Mann, wie Ihr seid, der keine Religion hat — der — —«

»Keine Religion! Männchen, wie denn? Da Geld mein Gott ist, so habe ich die Geldreligion. Ich werde Euch sogleich ins Gebet nehmen. — Wie mir Frau Lemnier erzählte, habt Ihr ein Riesenglück gehabt. — Seht Ihr die Folgen meines Einflusses? — Haha! — 22,500 fl. kommen auf mich in Bancozetteln und 850 Ducaten insbesondere. — Rückt aus!«

»Glaubt Ihr wirklich, daß ich mit Euch theilen werde?« fragte Zahlheim mit einer Entrüstung, die ihm das Blut in die Wangen trieb, daß er dunkelroth wurde.

»Ganz gewiß!« lachte Tessin. »Wir haben ja unsern Pact so geschlossen.«

»Mit dem Teufel schließt man Pacte, nicht mit Euch. Der Teufel muß dafür Geld bringen, nicht es holen wollen. — Packt Euch mit eurem Pact! Von mir erhaltet Ihr keinen Heller.«

»Spaßt nicht.«

»Mit Euch?«

»Gebt gutwillig das Geld her.«

»So? Gutwillig? Ihr droht wohl gar?«

»Bringt mich nicht dahin, daß ich drohe, noch weniger, daß ich meine Drohungen erfülle. — Zahlheim, Ihr würdet mich rasend machen.«

»Ich würde Euch wohl gar fürchten müssen?«

»Ich verderbe Euch.«

»Nur zu.«

»Ich vergreife mich an Euch.«

»Ihr wollt mich etwa wie ein Räuber anfallen?«

»Ich erdroßle Euch!«

»Und ich erwürge Euch!«

»Mein Geld!« rief Tessin und sprang auf Zahlheim hin.

Tessin wollte Zahlheim an der Brust fassen.

Diese Gewaltthat fand, wie bemerkt, an der Eingangsthür Zahlheim's nächst der Treppe statt.

Zahlheim gab dem Schändlichen mit dem Fuße einen so gewaltigen Stoß, daß dieser die zwei Treppen des Hauses wie ein Ball hinunterflog.

Zahlheim hatte sein ganzes Geld in seinen Rock geknöpft.

Er verschloß seine Stubenthür.

»Ich höre nichts,« sagte er; »der Kerl hat sich vielleicht todt gefallen.«

Zahlheim eilte über die Treppe.

Unten in der Hausflur lag Tessin und konnte sich nicht bewegen.

Er hatte sich furchtbar zugerichtet.

Als Zahlheim bei Tessin vorüberging, stöhnte dieser.

»Wollt Ihr noch theilen?« fragte Zahlheim.

Tessin stöhnte: »Mein Kopf! mein Kopf!«

»Wohl bekomm's!« rief Zahlheim und ging lachend davon.

XIII.

Im Hause der Mutter Zahlheim's.

Zahlheim trat bei seiner Mutter ein.

Sie besaß eine jener kleinen Wohnungen, wie sie im vorigen Jahrhundert durchgehends vorkamen.

Der Eingang war durch die Küche.

Die Küche war finster wie die Nacht; die Stiegenhäuser und die Stiegen waren finster, Finsterniß herrschte überall.

Man war zu jener Zeit in jeder Beziehung ein Feind des Lichtes.

Die Baumeister aus dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert werden von Geussau in Schutz genommen.

»Sie verstanden es nicht besser,« schreibt er, »und hatten keine Muster!«

Keine Muster?

Die italienischen Baumeister hatten in jenen Tagen alle Hände voll zu thun.

Sie wurden von reichen und vornehmen Personen nach Wien beordert. Die herrschaftlichen Paläste erbauten fast nur Italiener.

Ein Wiener Baumeister hätte damals nur einen flüchtigen Blick auf die Baupläne der italienischen Architecten werfen dürfen, und er würde gesehen haben, wie man zu

Werke geht, um schöne, bequeme Häuser zu schaffen; allein diese erbärmlichen Wiener Bauführer hatten kein Auge dafür.

Eben so erbärmlich war die Baucommission.

Was jene Dummköpfe ins Leben riefen, sind nur Denkmäler ihrer Bornirtheit.

Die noch in Wien bestehenden alten Häuser jener Art verdienten durch ein wohlthätiges Erdbeben verschlungen zu werden, Notabene, wenn sie leer stünden und kein Menschenleben dadurch gefährdet würde.

Das Haus, in welchem Zahlheim's Mutter wohnte, ist noch vorhanden.

Dem gegenwärtigen Besitzer zu Liebe soll die Nummer dieses Hauses nicht genannt werden; aber es ist eines der elendesten Häuser der innern Stadt. In einem Landstädtchen würde es niedergerissen werden; in Wien macht es sich breit! Nichts weiter über diese Barake!

Der Eingang in die Wohnung der Mutter Zahlheim's ging also durch die Küche. Da die Küche, wie in allen den schmählichen alten Häusern, ohne Fenster erbaut wurde, daher am hellen Tage so finster wie ein Keller war, ließ der Hausbesitzer ein Loch in die Zimmerthüre schneiden und dasselbe mit einer Glasscheibe versehen.

Zahlheim blickte durch diese Scheibe.

Was sah er?

Der edle Fleischhauer Legler lag auf den Knien vor Natalie und spielte den girrenden Seladon.

Zahlheim wollte schon die Klinke in die Hand nehmen und rasch die Thür öffnen; aber da fiel ihm ein, daß er damit nichts gewinnen würde; er hatte ja seinem Freunde Seba-

stian die Erlaubniß gegeben, um Nataliens Liebe zu werben; — um die Manövers Legler's handelte es sich nicht, nicht darum, was er für Minen springen lassen würde, um an sein Ziel zu kommen, wohl aber, wie Natalie seine Liebesbewerbungen aufnehmen werde. — Um dies zu erfahren, hielt Zahlheim den Athem an sich, regte sich nicht und legte sein Ohr an die Thür.

Er hörte Legler sprechen.

»Natalie,« sagte Legler, »lassen Sie diesen günstigen Augenblick nicht vorübergehen. Der Himmel selbst will, daß wir uns verständigen, denn er ließ es geschehen, daß Frau Zahlheim zum Bürgermeister berufen wurde. Zögern Sie nicht, mit mir offen zu sprechen. Es hört uns Niemand und sollten Sie sich meines Freundes Franz wegen scheuen, mir Ihre Zuneigung zu schenken, so kann unsere Verständigung ja heimlich geschehen; ich werde es Niemand verrathen, daß Sie mir gut sind.«

»Ich hasse Sie nicht,« erwiederte Natalie; »Sie sind ein braver Mann, haben mir Ihre Freundschaft in einem so hohen Grade bewiesen, daß ich dies nie vergessen werde. Sie haben mich eigentlich aus den Banden der schändlichen Madame Lemnier befreit; mein Dank für diese Ihre Huld wird in meinem Herzen nie erlöschen; meine Freundschaft nie erkalten — aber zu lieben vermag ich Sie nicht; ich liebe nur einen Mann, dies ist — ich habe es Ihnen schon gesagt — Zahlheim. Ihm will ich angehören, alle andern Männer sind für mich todt.«

»Was wollen Sie aber von Zahlheim erwarten? — Sie zu heirathen vermag er nicht; er wird Sie nie heirathen, besonders jetzt, da er ein bedeutendes Vermögen erhalten: also in vollem Besitz von Geldmitteln ist, mit welchen er jetzt

erst recht frei und flott leben kann. Ich aber, liebe Natalie, heirathe Sie! Sehen Sie mich immer ungläubig an, ich heirathe Sie, und wenn sich meine Eltern darüber auf den Kopf stellen sollten.«

»Ihr Antrag ist sehr schmeichelhaft, ich kann ihn jedoch nicht annehmen.«

»Weil ich ein Fleischhauer bin? — Glauben Sie vielleicht, daß Sie, als meine Frau, wie meine Mutter in der »Fleischbank« sitzen, und mit den gemeinen Leuten verkehren, und den häßlichen Geruch einathmen sollen, der den Fleischverkauf unerträglich macht? nein, Sie sitzen zu Hause auf dem Sopha; — weder meine Wohnung, noch meine Equipage, noch unsere Hausleute sollen Sie an mein Metier erinnern; es darf in Ihrer Gegenwart nicht einmal von meinem blutigen Geschäft gesprochen werden.«

»Ich bin Ihnen für Ihre Aufmerksamkeiten sehr verbunden.«

»Noch mehr, das Haus in Erdberg, das ich von meiner Großmutter geerbt habe, es trägt sechshundert Gulden Zins, verschreib' ich Ihnen, so daß, wenn mich einmal ein Ochs spießen oder ein Hund statt einer Sau zerreißen und ich sterben sollte, Sie anständig versorgt werden, so lange Sie leben.«

»Das ist Alles recht schön, für tausend junge Mädchen recht annehmbar — aber —«

»Ich glaub' es, daß es annehmbar ist,« unterbrach sie Legler, »ich bin auch ein sauberer Mann, meine Mutter sagt mir täglich: Sebastian, Du bist »so viel« schöner Mensch — Sebastian, laß nach in deiner Schönheit und werde nicht immer schöner!«

»Sie sind wirklich ein hübscher Mann, sogar hübscher

als Zahlheim, aber ich kann nichts dafür, ich liebe nur ihn! Ich habe nie einen Mann so geliebt wie ihn! Und wenn er mich hassen sollte, so werde ich ihn lieben.«

Legler sprang unwillig auf.

»Das ist doch zu arg!« sagte er. »Ich weiß nicht, was Sie an dem Menschen mit seiner aufgestülpten Nase für Reize finden! — Freilich ist er Magistratssecretär, das ist ein schöner Titel; — das wird er aber nicht lange mehr sein: er besucht sein Amt nicht, schwärmt als öffentlicher Beamter Tag und Nacht umher —«

»Ich werde ihn dazu bringen, daß er seinen Pflichten obliegt.«

»Damit dürfen Sie ihm nicht kommen, sonst verläßt er Sie, wie er seine Mutter verlassen hat; Zahlheim läßt sich von seinem Bürgermeister nichts sagen, nun erst von Ihnen! Endlich dürfte es sehr darauf ankommen, ob er Ihnen wirklich geneigt ist! Ich glaube es nicht! — Sie sind schon einige Tage in dem Hause seiner Mutter, und noch hat er sich nicht um Sie umgesehen.«

»Das kann aber jetzt geschehen!« rief Zahlheim und trat plötzlich vor Legler und Natalie hin.

Natalie that einen Schrei der Freude.

Legler war etwas betreten.

»Du hast gehorcht,« sagte Legler, »das war nicht schön von Dir! Was ich gesprochen habe, darf Dich nicht beleidigen; ich habe nur gesagt, was ich sagen mußte, um Mamsell Natalie für mich zu gewinnen; was dagegen Natalie geantwortet hat, kann Dich nur freuen. Die ist in Dich so »geschossen,« Franzl, daß sie nicht hört und sieht; — ich gratulir' Dir.«

»Komm' an mein Herz, Mädel!« jauchzte Zahlheim

»deine Neigung zu mir soll nicht unerwiedert bleiben. Und wenn Du Dich bewährst, wie Du Dich jetzt zeigst, — wer weiß, was geschieht!«

»Du heirathest sie vielleicht gar?«

»Wenn ich ihr es einmal sagen werde, wird es mir gewiß mehr Ernst sein als Dir.«

»Mir ist es Ernst! — Mit solchen Sachen spaße ich nicht, ich bin christlich erzogen, und würde mich der Sünde fürchten, ein Mädchen mit lügenhaften Zusicherungen gewinnen zu wollen. Sie mag mich nicht; es thut mir weh, wird mich aber nicht närrisch machen, doch werde ich diese schöne Hexe schwer verschmerzen können. Meiner Seele! Zahlheim, ich beneide Dich, aber ich grolle weder Dir noch ihr! — Und jetzt sprich, was geschieht? — Mich wirst Du vielleicht nöthig haben. Dir und mir und Natalien wird die sanbere Gesellschaft gewiß Rache schwören. — Ich habe schon etwas wispeln gehört. — Du weißt, Zahlheim, eine Fleischbank ist wie ein Kaffehhaus. — Wenn auch nicht ansehnliche Herren, so bringen unansehnliche Dienstboten die Tagsneuigkeiten auf's Tapet. — Die Köchin der Madame Lemnier hat meiner Mutter vertraut, daß der Bojar Mamsell Natalie entführen will. — Da heißt es aufpassen, besonders zur Abendzeit. — Doch sei ruhig, ich werde für eine Garde sorgen, ich werde heute noch für eine Garde sorgen, welche die schlechten Pläne vereiteln soll. Heiliger Gott, wenn der Bojar meinen Leuten in die Hände fiele! Die können zuschlagen, daß ein Ochse bei lebendigem Leibe zum Rostbraten würde.«

»Ich will jetzt gehen, und sogleich die nöthigen Anordnungen treffen.

»Apropos, den heutigen Abend sollten wir zusammen

feiern. Natalie, Du, deine Mutter und ich; sonst Niemand! — Wir gehen in ein Gasthaus in der Vorstadt, und zwar zum »guten Hirten« unter den Weißgärbern. Dort bin ich eine Art Halbgott. Wenn ich ein Essen bestelle, so kocht die Wirthin so gut, als wenn sich der kaiserliche Hof bei ihr ansagen ließe. Schlage mir dies nicht ab, Franzl, sonst muß ich glauben, Du könntest mir meine Liebeserklärung von vorhin nicht verzeihen. Franzl, sei mein Gast auf »gut bürgerlich!«

»Es sei! Und meine Mutter muß dabei sein!«

»Ich komme um neun Uhr Abends und hole Euch ab mit meinem Wagen.«

Er wollte fort.

»Legler,« sagte Zahlheim, »ich habe noch eine Bitte. — In diesem Packet befindet sich mein ganzes Vermögen. Was ich gewonnen, habe ich in dieses Tuch gebunden; es sind dreiundfünfzigtausend Gulden. — Ich fürchtete, daß man mir dies Geld in meiner abgelegenen Wohnung vielleicht mittelst Einbruch rauben, ja daß es auch hier bei meiner Mutter nicht sicher sein könnte.«

»Franzl, kauf' Dir für dies Geld ein Haus; unter den Weißgärbern bekommst Du eine ganze Gasse dafür; eine Gasse voll Häuser tragen tausend Diebe nicht davon.«

»Dazu kann Rath werden! Vorläufig nimm mein Geld in Verwahrung und hebe mir es auf, bis ich weiter darüber verfüge.«

»Franzl, mir vertraust Du dein Vermögen an?«

»Warum nicht?«

»Soll ich Dir nicht eine Schrift darüber ausstellen?«

»Warum nicht gar! Du bist ein Wiener Bürger, wozu denn da eine Schrift?«

»Franzl, diesen Beweis deines Vertrauens vergesse ich Dir nie!«

Legler nahm das Geld und eilte damit fort.

Zahlheim und Natalie waren nun allein.

Zahlheim preßte Natalie an sein Herz.

»Ich habe Dich längst schon geliebt,« sagte er, »aber nur so geliebt, wie man ein junges hübsches Mädchen liebt, das durch seine Reize einen Mann bestrickt. — Natalie, was Du aber, ohne zu wissen, daß ich Dich behorchte, gesprochen, das hat mich vollends für Dich eingenommen, und ich will Dir angehören mit Leib und Seele!«

Natalie sank an seinen Hals und weinte Freudenthränen.

»Franz!« sagte sie, »Du sollst es nie bereuen, daß Du mir deine Zuneigung schenkest. Schon die Dankbarkeit fesselte mich an Dich, wenn nicht auch die Liebe im höchsten Grade. Du hast mich nicht zurückgewiesen, als ich meine Hände aus jenem Abgrunde, in welchem ich mich befand, nach Dir ausstreckte. Mein ganzes Leben wird Dir nun beweisen, daß ich es verdiente, von Dir gerettet worden zu sein. Nur vergiß es, wo und wie Du mich kennen gelernt hast.«

»Kein Wort weiter! — Wir wollen es Beide vergessen.«

Zahlheim und Natalie waren tief bewegt.

Sie lagen sich lange in den Armen.

Erst als die Mutter nach Hause kam, ermannten sie sich.

Zahlheim ging auf seine Mutter zu und küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand.

»Wie ist mir denn?« fragte die alte Frau. »Ist dies

wirklich mein Sohn Franz? — Diese Herzlichkeit habe ich ja schon längst bei Dir vermissen müssen. Nun, sei mir willkommen, mein Sohn, Du bist ja ganz verändert.«

»Mutter, auf mich hat das Glück, das mir zu Theil wurde, eine ganz andere Wirkung gemacht, als ich vermuthete.«

»Du sollst ja unmenschlich gewonnen haben! Die ganze Stadt ist voll davon, und besonders darüber spricht man, daß Du der Kirche zu Unserer lieben Frau bei den Schotten eine so große Spende dargebracht hast. Der hochwürdige Prälat erzählte es dem Bürgermeister und dieser theilte es mir mit. — Franz, ich läugne nicht, daß dein Spielerglück mir nicht recht zu Sinne will, auch dem Bürgermeister geht es nahe, daß Du in schlechte Gesellschaft gerathen bist; aber der Bürgermeister meint, Du hättest Dich gut aus der Affaire gezogen, er wolle sogar über deine Verirrung ein Auge zudrücken; doch ein Spieler dürftest Du nicht bleiben, und mehr denn je müßtest Du nun ein fleißiger Beamter sein, sonst könne er Dich nicht mehr vor den vielen Feinden, welche Du in deinem Amte besitzest, schützen. — Außerdem wäre der Kaiser zu fürchten, der Kaiser nehme nichts übler, als wenn Beamte sich zügellosen Leidenschaften hingeben, sei es das Spiel, die Trunksucht oder andere Ausschweifnngen. Daher habe der Bürgermeister den Herrn Prälaten gebeten, die kaiserliche Majestät zu unterrichten, was in jenem verworfenen Hause geschehen, ferner wie Du Dich benommen, wie Du den abscheulichen Frevel mit dem Crucifix gesühnt, damit der Monarch nicht etwa, durch feindliche Berichte getäuscht, ein zu strenges Urtheil über Dich fällen möchte.«

»Der edle Bürgermeister!« rief Zahlheim aus. »Durch

Fleiß und tadellose Aufführung werde ich seine huldreiche Obsorge für mein Wohl vergelten.«

»Und wirst Du nicht mehr spielen?«

»Nie.«

»Und dein Amt emsig frequentiren?«

»Ich werde meine Pflichten so genau wie der treffliche Stadtvorstand erfüllen.«

»Was wirst Du mit deinem vielen Gelde beginnen? Ein Sprichwort sagt: »Wie gewonnen, so zerronnen!« Franz, wenn Du nur nicht zum Verschwender wirst, und übermüthige, thörichte Dinge begehst!«

»Ach, Mutter, ich fürchte, daß mich eher Geiz und Habsucht befallen als —«

»Das wäre eben so verwerflich.«

»Das Geld, das ich gewonnen, besitze ich in diesem Augenblick nicht einmal. Ich habe es so eben Legler mitgegeben; er war hier; ich bat Legler mein Geld in seinem Hause zu bewahren, damit mir in meiner Wohnung oder bei Ihnen, Mutter, kein Unfall damit begegne.«

»Legler ist zwar ein ehrlicher Mensch,« bemerkte Frau Zahlheim, »dabei ist er selbst sehr reich, aber leichtsinnig! leichtsinnig ist er wie Du! — Legler ist kein Cassaverwalter.«

»Er soll mein Geld auch nicht verwalten, er soll es nur verwahren.«

»Lege doch dein Geld in die Stadtcasse.«

»Soll ich mich bevormunden lassen?«

»Wer denkt hieran?«

»Vielleicht kaufe ich mir ein Haus.«

»Berathe Dich mit dem Bürgermeister. Seine Meinung ist gewiß die beste. Dann meinte der Bürgermeister, daß es

gut wäre, wenn Du Dich verheirathen möchtest. Eine brave Frau schützt einen Mann vor hundert Thorheiten.«

»Wer weiß was geschieht!« rief Zahlheim und sah dabei Natalie zärtlich in die Augen.

»Auch eine Frau, sogar eine reiche Frau könnte Dir der Bürgermeister empfehlen.«

»Vielleicht des Stadtkämmerers Haumöller schielende Tochter, die erhält einmal drei Häuser, aber dafür möchte ich mich bedanken. Nein, liebe Mutter, wenn ich heirathe, heirathe ich nach meinem Herzen. Und nun genug! — Sie sind heute zu Gaste gebeten, und Natalie, und ich auch!«

»So? Von wem denn?«

»Von Legler.«

»Der will mich doch nicht in die Saufgelage seiner Abendgesellschaften bringen?«

»Nein, zu einem einfachen bürgerlichen Mahle, nur für uns Vier, in seiner Vorstadt, in ein ganz simples Wirthshaus, in das Wirthshaus zum »guten Hirten.«

»Zum »guten Hirten!« Dahin ging dein seliger Vater so gerne.«

»Gehen Sie dem guten Vater zu Liebe heute mit. Es wird solid sein. Ein echtes Familienmahl! — Die Mutter und ihr Sohn, des Sohnes herzliche Freundin und sein Freund.«

»Ja, herzlich ist Natalie, dies Zeugniß muß ich ihr geben. Sie verdiente ebenfalls Glück in der Ehe, sie verdient einen braven Mann! Natalie geht täglich in die Kirche. Ich glaube, sie will sich einen Mann erbeten. Vielleicht hilft ihr Gott!«

Es trat die Magd herein.

»Schöne Geschichten!« sagte sie. »Die Hausmeisterin

war hier und erzählte voll Angst, daß verdächtige Leute das Haus umschleichen. Einer erkundigte sich sogar, ob bei Frau von Zahlheim Männer im Hause wären. — Die Hausmeisterin sagte nein. — Ob Herr von Zahlheim häufig zu seiner Mutter käme? Die Hausmeisterin gab den Bescheid: Herr von Zahlheim habe sich, seit er weggezogen, nicht mehr hier sehen lassen. Darauf sei der Fremde fortgegangen, stehe aber gerade in diesem Augenblicke wieder mit vier handfesten Kerlen vor dem Thore.

»Das gilt Natalien!«

»Ja, ja,« versetzte die Magd.

»Mutter,« sagte Zahlheim, »haben Sie meines seligen Vaters Mantel und Hut bei der Hand?«

»Wie Alles, was er zurückgelassen.«

»Geben Sie mir nur Hut und Mantel.«

Zahlheim hüllte sich ein und ging eilig fort.

Er ließ nicht lange auf sich warten. Nach zehn Minuten kam er wieder.

»Schnell, Natalie, kommen Sie,« sagte er, »gehen Sie mit der Mutter; seien Sie ganz unbefangen. Legler hat ebenfalls Wind bekommen und steht unten mit seinen Leuten in dem Hausthore vis-à-vis. Natalie, wenn Sie bei Ihrem Austritt aus diesem Hause angefallen werden sollten, so versuchen Sie einen lauten Schrei; wollen Sie mitschreien, Mutter, so ist es mir lieb, ja es ist um so besser!«

»Ich will mit Natalie lieber nicht auf die Straße gehen!« erwiederte die Mutter. »Wozu eine Gefahr aufsuchen?«

»Diese Gefahr muß aufgesucht werden!« erwiederte Zahlheim. »Kommen Sie, Mutter; Natalie, Muth!«

XIV.

Die Entführung.

Frau von Zahlheim ging mit Natalien auf das Zureden ihres Sohnes ziemlich besorgt über die Treppe.

Sie stand bereits auf der Hausflur.

Es war sehr dunkel und die Stadtbeleuchtung, besonders in den Seitengäßchen Wiens, schauderhaft.

Als sie aus dem Thore treten wollte, öffnete plötzlich Jemand hinter dem Hausthore eine Blendlaterne. Ein Lichtstrahl fiel auf Nataliens Gesicht.

»Angepackt!« schrie eine Stimme.

Zwei Kerls sprangen herbei.

Sie ergriffen Natalie.

Natalie stieß einen durchdringenden Schrei aus.

Ein dritter Kerl warf dem Mädchen ein Tuch über den Kopf.

Frau von Zahlheim schrie:

»Zu Hilfe! Zu Hilfe!«

Schon erschien eine Sänfte, um Natalie hineinzudrängen; aber jetzt kamen von oben und unten des Gäßchens wenigstens ein Dutzend vierschrötiger Kerle, mit riesenmäßigen Ochsenziemern herbei.

Sie fielen über die Banditen her.

Solche Prügel hat es noch nicht geregnet seit Erfindung der Prügel vor und nach der Sündflut.

Der Kerl, welcher die Blendlaterne in der Hand hatte und die Entführungsgeschichte dirigirte, wurde am meisten durchgehauen.

Er bäumte sich nach jedem Hiebe.

Er bat um Gnade.

Keine Gnade.

Ein neuer Wolkenbruch von Karbatschstreichen fiel auf ihn hernieder.

Endlich stürzte der Patron halb ohnmächtig zusammen.

»Einhalten!« commandirte eine Stimme.

Frau von Zahlheim und Natalie wurden ungehindert zu einem Wagen geführt und davon kutschirt.

Als das Schlachtfeld, bedeckt mit lahmgehauenen Schurken, von den Siegern verlassen war, schritt wohlgemuth und trillernd ein junger Mann einher.

Er hörte wimmern und stöhnen.

»Ist Jemanden ein Unglück zugestoßen?« fragte er theilnehmend.

»Todtgeschlagen hat man uns!« brüllte ein Mann, der auf der Erde lag.

»Ei, der Geier! — Herr Bojar, Sie sind's? Was ist denn geschehen?«

»Sie kennen mich?« fragte der Bojar, »wenn dies der Fall ist, so helfen Sie mir.«

»Wie soll ich Ihnen helfen? — Diejenigen, welche Sie durchgewalkt haben, sind entflohen und gegen die Herren, welche eben solche Hiebe erhielten wie Sie und eben so winseln wie Sie, bedürfen Sie keines Beistandes.«

»Führen Sie mich zu dem Barbier im deutschen Hause.«

»Lieber auf die Polizei, sammt dem Gesindel, das Sie gedungen!«

»Herr Gott!« lärmte der Bojar, »jetzt erkenne ich Sie. Sie sind ja der Fleischhacker.«

»Allerdings. Ich habe die Ehre, Ihnen zu melden, daß ich Sie und die andern Hallunken, die Sie dingten, durch meine Leute durchprügeln ließ. Ich will Ihnen lehren, mitten in Wien eine Entführung zu unternehmen. Wenn Sie sich's noch einmal einfallen lassen, werden Sie von meinen Leuten noch ärger bedient! Jetzt werde ich die Stadtsoldaten herbeirufen und Sie sollen mit Ihren Spießgesellen ins Loch kommen!«

»Heda! Holla! Herbei! Patrouille!« schrie Sebastian.

»Um Gottes willen,« bat der Bojar, »nur nicht die Patrouille.«

»Wollen Sie vielleicht noch einen solchen Entführungsversuch machen, wie heute?«

»Nie mehr, nie mehr!«

»Gut, so sollen Sie heute mit der Fleischhackerlection davonkommen. Ich will die Patrouille nicht rufen, aber die Lumpen will ich mir besehen, die Ihre Helfershelfer waren.«

Er raffte die Blendlaterne, die auf dem Boden lag, auf und leuchtete den Leuten ins Gesicht.

»Wer seid Ihr denn, Ihr armen Teufel?« fragte der Fleischhacker.

»Wir sind Träger von der Mauth.«

»Nun so tragt eure Tracht Prügel ruhig nach Hause;

der dort aber, der wahrscheinlich vier Wochen weder gehen, noch stehen, noch hören und sehen wird können, der soll Euch gut bezahlen. Er hat Geld wie Mist. Da er auf den Pickbuben dreißigtausend Gulden verspielen konnte, so kann er Euch, Ihr unglücklichen Burschen, eine hohe, eine sehr hohe Summe bezahlen; — will er nicht, so klagt ihn auf der Polizei. Auf Entführungen steht das Zuchthaus. — Sagt ihm dies.«

Der Fleischhacker lachte jetzt ausgelassen, fing abermals ein lustiges Lied zu singen an und verschwand in der dunklen abgelegenen Gasse.

XV.

Das Souper.

Ein Fiaker brachte Sebastian Legler im raschen Fluge seiner Rosse in das Gasthaus »zum guten Hirten.«

Der Tisch war gedeckt.

Zahlheim, seine Mutter und Natalie gingen ihrem Ritter und Retter mit freudigem Jubel entgegen.

»Es ging nicht so, wie ich es haben wollte,« sagte Legler. »Der Bojar hat zu wenig abgekriegt. — Ich wünschte, daß er solche Hiebe bekommen hätte, daß er mit mir nicht mehr hätte sprechen können.«

Legler erzählte nun seinen Privatspaß mit dem Bojaren, und wie er ihn nicht nur mit der Patrouille geängstigt, sondern ihm auch noch seine Handlanger auf den Hals gehetzt, die er jetzt gewiß werde höchst splendid bezahlen müssen.«

»Solche Prügel,« scherzte der Fleischhauer, »haben häufig eine unvergleichliche Wirkung. — Man hat keinen Begriff, was für Wunderdinge damit erzielt werden können. — In unserer Vorstadt lebte ein Säufer, der im Rausche sein Weib fast täglich maltraitirte, das arme Weib erbarmte der ganzen Gemeinde. Der Richter und der Pfarrer machten dem Trunkenbolde Vorstellungen. — Nichts half! — Da ließ ich dem Kerl eines Abends, als er wieder sein Weib mißhandelte, von meinen Leuten die Haut tüchtig abgärben.

Bald wurde er nüchtern. Die Prügel dauerten fort. Endlich wurde ihm gesagt: Diese Lection wird Dir so oft verabreicht, als Du Dich betrinkst und dein Weib brutal behandelst — der Patron ist jetzt so nüchtern wie ein neugebornes Kind. — Auch einem Wirthe habe ich die Gewohnheit, seine Gäste grob zu behandeln, durch Prügel abgewöhnt. — Prügel für manche Leute sind unbezahlbare Heilmittel. — Ich verdiente zwar auch sehr oft Prügel, leider aber finde ich keinen, der so stark wäre, mir zu Zeiten eine derbe Lection auf den Rücken zu geben.«

»Der Bojar wird nun auf eine andere Rache denken,« meinte die Mutter Zahlheim's, und Natalie wird nie vor ihm Ruhe haben.«

»So lange ich lebe,« versicherte Sebastian, »wird der Patron Natalie gewiß ungeschoren lassen. Wenn er noch einen Versuch macht, Natalie zu verfolgen, so fällt der Bojar meinen Fäusten zum Opfer. Zwar verachte ich den Kerl aus dem Grunde meines Herzens, aber dennoch wünsche ich ihm von mir keine Züchtigung.«

Das Souper begann.

»Einfach, bürgerlich wird es sein,« sagte Legler. »Nehmen Sie damit vorlieb. — Ich recommandire die Suppe. — Eine bessere kocht der Hofkoch nicht, dann kommt ein Hecht, der so groß ist, daß er einen Wallfisch vorstellen könnte, wenn er kein Hecht wäre; dann Eingemachtes. Auf die Kunst, das sogenannte Eingemachte besonders delicat zu bereiten, könnte die Wirthin ein Privilegium nehmen; — dann kommt ein Indian, in welchem eine Ente und in der Ente ein Huhn, im Huhn eine Wachtel und

in der Wachtel ein Kiebitz steckt. — Wer etwas Besseres je gegessen hat, dem schenke ich mein Haus in Erdberg. — Zum Schlusse kommt eine Torte mit allen möglichen feinen Früchten. Auf der Torte befindet sich eine Kugel von Zucker, auf dieser steht Fortuna. Sie hält eine Fahne in der Hand. Auf der Fahne prangen die Worte: »Hoch Zahlheim und sein Glück!« Daneben sieht man den Schutzgeist Zahlheim's, wie er — der Wahrsagerin einen Fußtritt gibt. — — Punctum! — Was den Wein betrifft, so wird blos Oesterreicher — vom Grinzinger angefangen bis zum Maurer, der vor Alter schon grau ist, aufgetragen. — — So ißt und trinkt man »unter den Weißgärbern.« Jetzt zugegriffen. Dann bringen wir eine Gesundheit mit den Worten aus: »Der Bojar soll leben!« denn würde der Kerl sterben, wen hätte ich dann noch zum Durchprügeln?«

Das Mahl war sehr heiter.

Die Drolligkeit Legler's würzte dasselbe.

Endlich brachte er einen Toast mit den Worten aus:

»Zahlheim und Natalie sollen leben und bald soll Natalie Zahlheim's Frau werden.«

Die Mutter des guten Franz erschrack über diesen Trinkspruch so heftig, daß sie das Glas, welches sie schon an den Mund gebracht hatte, voll Entrüstung niedersetzte.

»Natalie? — meines Sohnes Gattin?« fragte sie. »Herr Legler, Sie scherzen wohl.«

»Scherzen? Warum soll ich scherzen! Die Leutchen lieben sich; Natalie ist ein Muster von Schönheit, ein Engel an Herzensgüte.«

»Ja, ja,« erwiederte Frau Zahlheim, »ein Engel, — aber — aber —«

Sie wollte offenbar hinzusetzen:

»Ein gefallener Engel.«

Sie hielt jedoch inne, dann sagte sie:

»Mein Sohn ist noch zu jung zum Heiraten.«

»Zu jung?« fragte Legler. »Zahlheim ist bald dreiunddreißig Jahre alt. Mit dreiunddreißig Jahren war mein Vater schon Großvater, nur wußte er es nicht!«

»Genug,« entgegnete Zahlheim und brach damit das Gespräch ab. — »Wenn ich heiraten werde, soll es nicht ohne Zustimmung meiner Mutter geschehen, obschon ich längst selbstständig und großjährig bin.«

Aber auch diese Versicherung beruhigte die Mutter nicht.

Sie war sichtbar verstimmt, diese Verstimmung theilte sich, wie natürlich, auch Zahlheim und Natalien mit.

Vergebens bot Legler alle seine Laune auf, vergebens wurde ein ganz vortrefflicher Punsch, den die alte Frau sonst gerne trank, credenzt — die Mutter nippte nur an ihrem Glase und mahnte zum Aufbruche, der sich auch nicht länger verschieben ließ.

»Sebastian,« flüsterte Franz seinem Freunde ins Ohr, »das war ein eben so voreiliger, als unzeitiger Scherz von Dir.«

»Vergib,« gab dieser zurück, »ich habe es nicht so böse gemeint. Deine Mutter ist doch gar zu wunderlich.«

»Diese Frau muß auf eine eigene Art behandelt werden,« setzte Zahlheim hinzu; »wenn ich Natalie wirklich

heiraten soll, so muß ich meine Mutter auf eine eigene Art dazu bringen; ich muß die Sache so einleiten, daß sie selbst darauf kommt, mir Nataliens Hand zu erbitten.«

»Du mußt die Mutter also überlisten?«

»Das nicht, aber ich muß es ihr einleuchtend machen, daß mein Glück auf keine andere Art zu gründen sei, als durch dieses Mädchen.«

»Deine Mutter scheint sehr begriffstützig; bis sie ihre Einwilligung zu deiner Heirat gibt, können Jahre vergehen.«

Während die beiden Freunde ganz leise dieses Gespräch führten, wendete sich Zahlheim's Mutter an Natalie.

Die Mutter fühlte, daß sie das arme Mädchen gekränkt hatte. Sie wollte ihr Versehen wieder gut machen.«

»Junge Freundin,« sagte die Mutter, »grollen Sie mir nicht, daß ich, überrascht von dem Toaste, auf ganz andere Weise mich geäußert, als Sie erwartet. — Erstens wußte ich ja nicht, daß zwischen Ihnen und meinem Sohne ein Liebesverhältniß bestehe und dann kann ja mein Sohn noch eine Weile Geduld haben, um in den Ehestand zu treten, vielleicht bis er Rath geworden.«

Natalie hatte feuchte Augen und starrte vor sich hin.

»Hat Ihnen mein Franz seine Hand zugesagt?«

»Nein.«

»Besteht vielleicht schon lange ein zärtliches Verhältniß zwischen Ihnen und ihm?«

»Nein. — Ihr Herr Sohn schien mir wohl mehr Neigung zuzuwenden, als den andern Mädchen, welche er bei Madame Lemnier kennen lernte, aber ich faßte augen=

blicklich, als ich ihn das erste Mal sah, eine heftige Liebe zu ihm.«

»Wie kam es, daß Sie sich an meinen Sohn wendeten, als Sie das Haus der abscheulichen Frau verließen, da Sie seiner Gegenliebe nicht gewiß waren?«

»Sein Edelmuth,« dachte ich, »würde mich nicht zurückstoßen. — So war es auch. — Mein guter Genius ließ mich auch Sie, gnädige Frau, an seiner Seite finden. Ich wurde von Ihrem Herrn Sohne und von Ihnen gütig aufgenommen.«

»Dies berechtigt Herrn Legler aber noch nicht, mit solcher Bestimmtheit Sie und meinen Franz für Braut und Bräutigam auszugeben.«

»Gewiß nicht. Ich denke hieran auch nicht, und will morgen, gnädige Frau, von Ihnen fortziehen, — einen Dienst auf dem Lande aufsuchen und Ihren Herrn Sohn nie mehr sehen, ihn, wenn ich kann, vergessen.«

»Dies will ich nicht,« erwiederte Frau von Zahlheim.

Legler's Wagen war indeß vorgefahren.

Die Mutter, welche dieser Vorgang in die größte Unruhe versetzt hatte, ergriff Nataliens Arm und zog sie nach dem Wagen.

»Ich begleite Euch,« äußerte sich Legler. »Man kann nicht wissen, ob der Bojar nicht noch einen Ausfall wagen wird. Man hat Beispiele, daß sogar sterbende Krieger auf ihre Feinde geschossen haben.«

Man stieg ein.

Der Wagen setzte sich in Bewegung.

An dem Hause, in welchem die Mutter Zahlheim's

wohnte, hielt der Wagen, die Mutter und Natalie ließen das Thor öffnen.

Zahlheim wollte mit in die Wohnung der Mutter.

»Ich protestire, Herr Sohn,« bemerkte diese. »Du hast in der Nacht nichts bei mir zu thun. — Schone meine Ehre und die Ehre Nataliens, wenigstens vor den Hausleuten.«

»Ich bin nicht Madame Lemnier,« fuhr die alte Frau fort, »welche in der Nacht ihre Thore öffnet, wenn Männer ihre jungen Mädchen besuchen wollen.«

Frau Zahlheim verschwand mit Natalien im Hausthor, welches wieder geschlossen wurde.

»Das war ein Hieb über das ganze Gesicht,« bemerkte der Fleischhacker. »Franzl, deine Mutter kann abscheulich anzüglich sein. — Fahre jetzt zu mir nach Hause. Es wird gut sein, wenn wir ein wenig überlegen, was zu thun ist.«

XVI.

Das Hochzeithemd. — Ludmilla. — Natalie entflieht.

Viel mögen die beiden Freunde nicht zusammen ausgeklügelt haben, denn die schlaflosen Nächte, welche sie in der letzten Zeit verbracht, rächten sich sehr bald und der Schlaf überfiel sie so gewaltig, daß, als der Morgen anbrach, die Sonne sie noch in ihren Kleidern in den Armsesseln fand.

Um vier Uhr wurde es im Fleischhauerhause lebendig.

Die Knechte lärmten, die Fleischwagen wurden beladen, die Pferde eingespannt und das häßliche Gerassel, welches diese Wagen noch heutigen Tages so unausstehlich macht, schreckte Zahlheim aus seinem Schlummer auf.

Dazu kam noch, daß die Mutter Legler's den Kopf bei der Thüre hereinsteckte und mit ihrer widerlichen Stimme aus einem dicken Speckhalse rief:

»Wastl! verschlaf' Dich nicht, ich fahre in die Bank! — Komm' bald nach!«

»Fahr' die Mutter allein,« antwortete Wastl, »ich bin noch ganz gestrig; auch habe ich den Secretär Zahlheim als Gast im Hause, den kann ich unmöglich mit in die »Bank« nehmen!«

»Ist mir eine Ehr', Herr Secretär!« versetzte die Speck-stimme, »lassen Sie sich nicht stören! — Ich werde für ein prächtiges Frühstück sorgen. Einen Kaffeh werden Sie erhalten, stärker wie Gift, und ein Obers, eigene Fechsung, so dick, daß man eine Sag' (Säge) braucht, um es zu zertheilen.«

Sie ging und bald darauf hörte man auch das Fleischhauer-Calesch mit einem donnerähnlichen Getöse davon-rollen.

Zahlheim verließ seinen Armsessel und betrachtete sich. »Wir haben uns nicht einmal ausgekleidet!« sagte er.

»Bei mir nichts Neues!« erwiederte Legler. »Geh jetzt mit mir, Franzl, in unser Badezimmer, da sollst Du jede Bequemlichkeit finden; dann steht Dir meine feinste Wäsche zu Diensten. — Man soll Dir gar nichts anmerken, daß Du in deinen Kleidern geschlafen hast. Mein Knecht Lorenz, der meinen Kammerdiener vorstellt, wird Dich vortrefflich adjustiren, es kommt auch mein Barbier und mein Friseur; — mein Friseur wird Dir deine Haare ordnen wie einem Hofrath.«

Die beiden Freunde verfügten sich in die Badestube. Nach einer Stunde kamen sie neu gestärkt in ihr Zimmer zurück.

Das Frühstück war schon aufgetragen. — Nach dem Frühstücke zeigten Barbier und Friseur ihre Künste; prachtvolle Wäsche brachte Lorenz herbei, die Wäsche war so fein, besonders die Hemden, daß Zahlheim scherzend ausrief:

»Verwetterter Fleischhacker! Du trägst ja Hemden aus Battistleinwand und weiß wie Schnee!«

»Ja,« erwiederte dieser, »schöne Wäsche ist meine schwache Seite! Meine Hemden sind so propre wie die Hemden des Fürsten Kaunitz, nur daß der Fürst glaubt, seine Wäsche würde in Paris gewaschen, indeß sie sein pfiffiger Kammerdiener zu meiner Wäscherin »unter den Weißgärbern« sendet, jährlich sechstausend Livres dafür rechnet, und in Wien nicht mehr als dreihundert Gulden dafür bezahlt!« *)

»Ein solches Hemd habe ich noch in meinen ganzen Leben nicht auf dem Leibe gehabt!« rief Zahlheim. »Dieses kostbare Spitzen-Jabot! diese herrlichen Manschetten!«

»Ich trage diese Hemden auch nicht für gewöhnlich,« versetzte Sebastian, nur bei besonderen Gelegenheiten.«

»Wenn ich heirate, mußt Du mir ein solches Hemd zur Trauung leihen!«

»Behalte sogleich dieses, ich schenke es Dir!«

»Ich nehme es dankbar an. Es soll an meinem Ehrentage mich schmücken!« **)

»An deinem Ehrentage!« wiederholte Legler. »Die arme Natalie wird in dieser Nacht wohl wenig geschlafen ha-

*) Ein Factum. Der Kammerdiener des Fürsten hatte den Auftrag, die Wäsche nach Paris zu senden. Wie hier erzählt, wurde sie aber in Wien, in der Weißgärber-Vorstadt, von einer Schrankenziehers-witwe gewaschen.

**) Der unglückliche Zahlheim ahnte damals nicht, an welchem Tage er dieses Hemd tragen würde, das Battisthemd war sein Sterbehemd. Am Tage der Hinrichtung schmückte es ihn. Als er mit glühenden Zangen am 10. März 1786 auf dem hohen Markte und auf der Freiung gezwickt, und dann vor dem Schottenthore gerädert wurde, trug er dies Hemd. (Historisch.)

ben. Deine Mutter hat ihr doch zu wehe gethan! Und was sie dem armen Mädchen vielleicht noch gestern Nachts gesagt haben wird.«

»Ich will nicht hoffen!« fuhr Zahlheim auf.

»Ich fürchte,« versetzte Legler. »Zwar lobe ich die große Ehrbarkeit deiner Mutter, allein wir sind alle Menschen, und Menschen fehlen. Der Gerechte fällt alle Tage neunmal!« sagt der Herr Pfarrer. »Deine Mutter sollte an die »büßende Magdalena« denken.«

»Du hast Recht. Ich werde ihr dies sagen.«

»Deine Mutter ist gewiß der Ansicht, daß eine Tochter aus einem guten Hause für Dich besser paßte, bedenkt aber nicht, daß oft in den besten Häusern auch Natalien zu finden sind, und nicht einmal büßende!«

»Wir wollen sogleich zu meiner Mutter eilen.«

»Soll ich auch mit?«

»Geh' Du nur mit! Vielleicht kannst auch Du meiner Mutter ein paar Worte sagen, welche sie andern Sinnes machen.«

»Gut, Franzl, ich begleite Dich!«

Beide machten sich auf den Weg nach der Stadt.

Als sie beim Rothenthurmthore ankamen, begegneten sie Ludmilla, an welche sich unsere Leser noch aus dem zweiten Capitel unserer Mittheilungen erinnern werden.

Als Ludmilla, das häßliche alte Fräulein, Zahlheim erblickte, ging sie ganz exaltirt auf ihn zu.

»Was Tausend! Herr von Zahlheim!« sagte sie. »Leben Sie denn noch? Sie besuchen mich und meine Mutter jetzt nicht mehr! Sind wir denn aus Ihrer Gnade verdrängt worden?«

»Mademoiselle,« antwortete Zahlheim, »wenn man einen Mann, dem man glauben machen will, man liebe ihn, in einer großen Bedrängniß lassen kann, und doch reich, sehr reich ist, wie Sie mir bei jeder Gelegenheit und unaufgefordert zu verstehen gaben, so hat man kein Herz und zeigt, daß der Mann, der sich in seiner Bedrängniß an Sie gewendet, auch kein Herz für Sie haben soll. Ich beschwerte Sie deshalb nicht mehr.«

»Ich wollte Ihnen ja Geld senden.«

»O ja — zehn Gulden! Zehn Gulden können Sie Ihrem Schuhmacher als Darlehen anbieten, nicht mir! Ich empfehle mich Ihnen!«

»Ei, seien Sie doch nicht so hart!«

»Schmutzigen Leuten Höflichkeiten zu sagen, ist mir unmöglich!«

»Geniren Sie sich doch vor diesem Herrn, Ihrem Begleiter!«

»Dieser Herr ist mein Freund, und weiß so gut wie ich, daß Sie aus Geiz und Neid zusammengesetzt sind.«

»Wenn ich geizig bin, so bin ich es, um mein Vermögen zu erhalten. Ich weiß recht gut, daß ich weder jung noch schön bin, wenn ich dabei noch arm wäre, so hätte ich keine Aussicht, mich einstens zu verheiraten. — Meine Mutter ist in diesem Augenblicke sehr krank. Ich bin gerade auf dem Wege, den Doctor Wurm aus der Leopoldstadt zu holen.«

»Diesen kenne ich,« versetzte Legler, »der begehrt für eine Visite nur sieben Kreuzer.«

»Stirbt meine Mutter . . .« fuhr Ludmilla fort.

»So erben Sie noch mehr,« meinte Legler.

»So stehe ich ganz allein. Was wäre ich ohne Geld?«

»Ein armes »Hascherl!« bemerkte Legler.

»Man muß mich also nicht anfeinden, wenn ich ökonomisch bin; man muß mich loben, man muß mich verehren, besonders muß dies ein Mann, dem es sehr wohl anstünde, wenn er in seiner Stellung eine reiche Frau erwählte.«

»Sehr schön gesagt,« erwiederte Legler, »wenn Sie aber Herrn von Zahlheim unter jenem Manne verstehen, dem es sehr wohl anstünde, wenn er seiner Stellung wegen eine reiche Frau erwählte, so muß ich Ihnen mittheilen, falls Sie es zufällig nicht ohnehin schon erfahren haben sollten, daß Herr von Zahlheim selbst reich ist.«

»Man hat dieses Gerücht unter die Leute gebracht,« höhnte Ludmilla, »ich aber glaube es nicht.«

»Ist auch nicht nothwendig, daß Sie es glauben,« gab Zahlheim zurück.

»Besitzen Sie fünfzigtausend Gulden?« fragte Legler.

»Einen solchen Bettel? Ich besitze mehr!«

»Ich gratulire,« sagte Zahlheim.

»Ich spreche nicht gerne von meinen Capitalien.«

»Und ich verlange nichts davon zu wissen,« sagte Zahlheim. »Wir empfehlen uns Ihnen. Schon zu lange haben wir Sie aufgehalten. Die kranke Mama sehnt sich gewiß nach dem Arzte und Sie verplaudern sich hier.«

»Eilen Sie, Mamsell,« bat Legler, »sonst treffen Sie den Wunderdoctor nicht mehr zu Hause. Um sieben Uhr muß er täglich auf der »Wäscherzillen« (ein Schiff für Wäscherinnen an der Donau) eintreffen, dort ordinirt er für drei Kreuzer per Person!«

Legler und Zahlheim lachten, machten eine leichte Verbeugung und gingen.

Ludmilla rief Zahlheim nach: »Kommen Sie doch bald zu uns! Meine Mutter sehnt sich nach Ihnen!«

Die Freunde sahen sich nicht mehr um. Sie schlugen rasch ihren Weg nach der Wohnung der Madame Zahlheim ein.

Sie erreichten sie schnell.

Sie stiegen die Treppen hinauf.

Sie traten ein.

Die Magd kam ihnen entgegen.

»Ist meine Mutter zu Hause?«

»Nein,« erwiederte die Magd, und verbarg die Bestürzung, in welcher sie sich befand.

»Ist Natalie zu Hause?«

Die Magd schwieg.

»Vielleicht unwohl? Oder noch nicht aufgestanden?«

»Das nicht!« gab die Magd zögernd zur Antwort. »Natalie ist auch nicht zu Hause.«

»Wo ist sie?«

»Ja, wenn wir das wüßten!«

»Mein Gott! Was ist geschehen?« fragte Zahlheim voll Angst. »Ist irgend ein Bubenstück vollbracht worden?«

»O nein! o nein! Sie ist selbst fort! Vielleicht schon um vier Uhr Früh, als der Hausmeister das Thor aufschloß. Weder Frau von Zahlheim noch ich bemerkten ihre Entfernung.

»Heiliger Gott!« rief Zahlheim.

»Da ist ein Brief, den sie hinterließ,« ergänzte die Magd. »Diesen Brief soll ich Ihnen übergeben.«

Zahlheim schlug den Brief auseinander und las:

»Verehrte Frau von Zahlheim!

»Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich vielleicht schon weit von Wien fort. — Ich kann es nicht überwinden, Sie, vortreffliche Frau, bekümmert zu sehen. — Aus dem, was ich von Ihnen vernommen, bin ich Ihres Herrn Sohnes unwürdig. — Ich fühle es selbst, und will lieber aus Gram sterben, als einem Manne meine Liebe zeigen, welcher nie der Meine werden kann. — Ich nehme von Ihnen für ewig Abschied. — Nie mehr werden Sie, verehrte Frau, noch Ihr Herr Sohn, von mir hören! — Ich vermag nicht mehr zu schreiben, denn meine Thränen benetzen das Papier! — Gott sei mit Ihnen und Ihrem mir ewig unvergeßlichen Sohne.

»Natalie, eigentlich Rosaura Eiditz.«

»Das ist schrecklich!« schrie Zahlheim auf. »Fort ist sie! Meine Mutter hat dies veranlaßt. Wo wird Natalie hingerathen sein? Wenn sie dem Bojaren in die Hände fällt!«

»Das ist unmöglich!« betheuerte Legler. »Der kann ein halbes Jahr lang an kein Frauenzimmer denken!«

»Wir müssen sie aufsuchen! Und wenn wir zwanzig Paar Pferde todtjagen. Wo ist die Mutter?«

»Die läuft in alle Kirchen und sucht sie.«

»Wann habt Ihr den Brief gefunden?«

»Um sechs Uhr!«

»Zwei Stunden wird Natalie in keiner Kirche beten!«

»Zahlheim,« tröstete Legler, »nun sollst Du meine Freundschaft kennen lernen.«

»Was willst Du thun?«

»Ich habe eine Idee, sie zu finden.«

»Welche?«

»Ich sage sie nicht, denn ich muß das Verdienst haben, Natalie zu bringen; Du kannst Natalie heute nicht suchen; bedenke, Du mußt in dein Amt!«

»Ei was in mein Amt! Mein Amt lauft mir nicht davon, aber sie, sie ist fort! — Sie that sich vielleicht ein Leid an.«

»Gehe in dein Amt, bis Du es wieder verläßt, nemlich vor zwölf Uhr Mittags, bringe ich Dir Auskunft über Natalie, oder ich lasse mich nie mehr vor Dir sehen!«

Er stürzte fort.

»Was willst Du thun?« Fort ist er,« sagte Zahlheim. »Ha, da kommt die Mutter!«

Frau Zahlheim betrat ihr Zimmer.

»Mutter, was haben Sie mir gethan!« redete sie Zahlheim an.

»Ach, mein Sohn, grolle mir nicht! — Natalie war zu empfindlich; — was ich gesagt, sagte ich mit aller möglichen Schonung!«

»Den Teufel auch! Ist das Schonung, da Sie bei dem Trinkspruche Legler's völlig ohnmächtig wurden? — Sie hätten Ihre Gesichtszüge sehen sollen. Auf Ihren Lippen schwebte eher ein Fluch als ein Segen.«

»Einen Segen. — Einen Segen kann mein Sohn von mir nicht erwarten, wenn er eine eheliche Verbindung mit einem Frauenzimmer eingehen will, welches in dem Hause der Madame Lemnier gewesen.«

»Gewesen — gewesen!

»Spricht es nicht für sie, daß sie aus diesem Hause geflohen? — Spricht es nicht für sie wie sie in jenes Haus gekommen?«

»Wie sie dahin gekommen, weiß ich nicht; ich verlange es auch nicht zu wissen.«

»Und Sie müssen es wissen. Sie müssen erfahren, daß man deshalb noch nicht sittenlos ist, wenn man mit sittenlosen Menschen zusammenkommt, sonst dürften Sie kein Theater, keinen öffentlichen Belustigungsort, nicht die Straße, ja nicht einmal die Kirche besuchen, weil es nur zu gewiß ist, daß Sie dort mit mehr Sündern als mit Frommen in Berührung gerathen.«

»Natalie,« fuhr Zahlheim fort, »ist ein Findelkind. Sie muß von reichen Eltern abstammen, denn als man sie vor der Thüre einer reichen Hebamme, Namens Eidig fand, war sie in feine Wäsche gewickelt und eine Anweisung auf zweihundert Ducaten an ein Wiener Großhandlungshaus für die Verpflegung des Kindes lag mit dem Bemerken bei, daß eine ähnliche Summe alle fünf Jahre bezahlt werden sollte. Wirklich wurden in fünf und wieder fünf Jahren und noch einmal fünf Jahren, jedesmal auf gleiche Weise, zweihundert Ducaten angewiesen. Erst in diesem Jahre, am zwanzigsten Geburtstage der unglücklichen Waise, blieb der Unterstützungsbetrag aus. — Frau Eidig starb im vorigen Jahre und ihr Gatte, ein ruchloser Mensch, konnte es nicht über sich gewinnen, das verlassene Mädchen nur acht Tage über den bestimmten Zahlungstermin zu behalten; er überhäufte sein Pflegekind mit Schimpfworten, er drohte, es aus dem Hause zu werfen; endlich machte ihm ein eben so verworfener Mensch wie er den Vorschlag, das Mädchen an

Madame Lemnier zu überlassen, da das Mädchen schön und voll einnehmender Manieren sei. Eiditz, ein gewissenloser Schurke, hatte in seiner Lotteriecassa einen Abgang von sechshundert Gulden; — er wäre dem Criminalgerichte übergeben worden, wenn das Geld zu erlegen unmöglich gewesen; er gab also für diese Summe die Pflegetochter hin. — Mehr habe ich Ihnen nicht zu sagen. — In dem Hause der Schande vertheidigte Natalie ihre Ehre entschieden, so schwer dies auch war, da Madame Lemnier sie mißhandelte, weil sie sich nicht fügte. — Ich allein gewann das Herz dieser Unglücklichen. — Es ist wahr, Natalie blieb nicht wie sie war, derjenige, welcher aber darüber zur Rede zu stellen ist, bin ich. — Ehe sie einen zweiten Mann liebte, entfloh sie.«

Zahlheim hielt hier inne.

Seine Mutter war sichtbar bewegt.

Endlich gewann sie ihre Fassung.

»Du mußt gut machen, was Du verbrechen, Franz,« sagte die Mutter, »Natalie muß deine Gattin werden.«

»Meine Gattin — und sie ist entflohen! Sie kehrt vielleicht nicht mehr wieder!«

»Gib die Hoffnung nicht auf, Franz.«

»Man sagte mir, Mutter, Sie hätten Natalie gesucht; Mutter, wo haben Sie Natalie gesucht?«

»Zürne mir nicht, mein Sohn, daß ich Natalie an einem Orte suchte, an welchen sie sich nach dem, was ich jetzt von ihr erfahren, unmöglich hinbegeben konnte.«

»Sie wendeten sich doch nicht an Madame Lemnier?«

»Leider! Ich befürchtete, daß sie in Verzweiflung wieder jenes Haus der Sünde betreten.«

»Waren Sie bei Sinnen, Mutter?«

»Ach, in meiner Angst wußte ich nicht was ich that.«

»Und wie empfing man Sie?«

»Man verhöhnte mich, man beschimpfte mich, aber ich jagte den Verworfenen Furcht und Schrecken ein; ich demüthigte die heillose Gesellschaft sammt dem entsetzlichen Weibe, das an der Spitze steht, daß sie alle zusammenbrachen und mich um Gnade anflehten.

»Als sie mich beschimpften,« ergänzte die Mutter, »schwieg ich, als sie aber Dich verdammten und behaupteten, Du hättest Dich in ihre Versammlung nur deshalb eingekauft, um die Perle, Natalie, zu gewinnen, und nebstbei die jungen, unerfahrnen Cavaliere zu plündern; als sie sich vermaßen, zu sagen, dein Lohn müsse Dir werden: den 10. März würdest Du nur, um in Verzweiflung zu enden, erleben; als sie sich erdreisteten zu bemerken, die Weise, nach welcher ich Dich erzogen, würde mir vergolten werden, ich würde Schande und Hohn an Dir erleben — da war es mir, als würde ich inspirirt, diesen weiblichen Scheusalen einen Spiegel vorzuhalten und sie als die Pestbeulen Wiens zu bezeichnen. — Als sie zusammenbrachen in ihrer eigenen Nichtswürdigkeit und ich ihr Gewissen erschütterte, als die Gelegenheitsmacherin des Lasters verstummte, und ihre verworfenen Genossinnen zu heulen anfingen vor Zerknirschung, da schleuderte ich ihnen noch die Drohung ins Gesicht, daß die Eltern der verführten Töchter, die Eltern der an den Bettelstab gebrachten Söhne den Weg zum Throne finden würden, und die Rache der Gesetze anrufen müßten, damit das Sündennest zerstört, und ich, als die gekränkteste aller

Mütter, Genugthuung erhalten möge! — Da erschracken sie wie Räuber, deren Schlupfwinkel zerstört werden; sie baten mich, sie nicht zu verderben — ich aber verließ sie mit Flüchen auf den Lippen.«

»Und von Natalie konnten Sie nicht einmal die geringste Nachweisung erhalten?«

»Nein.«

Ein Amtsdiener trat ein.

»Wohnt hier Frau von Zahlheim, magistratische Registrantenswitwe?« fragte er.

»Ja. — Ich bin Frau von Zahlheim.«

»Sie werden ersucht, mit mir auf die Polizei zu kommen. Ein Mädchen, das vorgibt, bei Ihnen gewohnt zu haben, hat sich heute Morgen in der Brigittenau in die Donau gestürzt. Sie wurde zwar von den Schiffern gerettet, allein das Mädchen ringt mit dem Tode.«

»Mein Gott! Mein Gott!« rief Zahlheim in wahrer Verzweiflung, »welch ein entsetzliches Unglück! — Natalie ringt mit dem Tode! — Mutter, ich gehe mit Ihnen.«

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.